Sezession



Eberhard Straub
Eurasien pro

Karlheinz Weißmann
Eurasien contra

Ernst Nolte
Die Zukunft Europas

Hans Jürgen Syberberg
Das Nossendorf-Projekt

Götz Kubitschek
Nachruf Armin Mohler

Heft 2 · Juli 2003
www.sezession.de 8 EURO ISSN 1611-5910

Sezession

Herausgegeben vom
Institut für Staatspolitik

Unter Mitarbeit von Karlheinz Weißmann, Wolfgang Dvorak-Stocker und Götz Kubitschek (verantwortlich)

Juli 2003
1. Jahrgang, Heft 2

Sezession erscheint quartalsweise im Januar, April, Juli und Oktober. Der Preis für das Einzelheft beträgt 8 Euro zzgl. Versandkosten. Das Jahresabonnement (vier Hefte) kostet 30 Euro, ermäßigt (Wehrpflichtige, Schüler, Studenten usf.) 20 Euro, inkl. Versand. Das Abonnement kann jederzeit gekündigt werden.

Für Anzeigenkunden gilt die Preisliste Nr. 1 vom März 2003.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen.

Satz & Layout:
SPARTAN® Gestaltung
www.spartan2.com

Sezession
Rittergut Schnellroda
06268 Albersroda
Tel/Fax: 03 46 32/9 09 42

redaktion@sezession.de
vertrieb@sezession.de
www.sezession.de

Postbank Leipzig
BLZ 86 010 090
Kto 913 644 908

ISSN 1611-5910

Motiv Umschlag:
Apollon, Schule des Praxiteles

Informationen zu den Autoren in diesem Heft auf S. 35

1 Editorial

Grundlagen

2 **Autorenportrait Gerhard Nebel**
Erik Lehnert

8 **Kontinentalblock Eurasien**
Eberhard Straub

14 **Delikatesse gegenüber dem Hegemon**
Karlheinz Weißmann

20 **Die europäische Philosophie und die Zukunft Europas**
Ernst Nolte

30 **Projekt Nossendorf**
Hans Jürgen Syberberg

36 **Die „Neue Demokratische Rechte“.**
Institut für Staatspolitik – Arbeitsgruppe 2

40 **Die Brüder Hößlin**
Klaus Hammel

Kurzbeiträge

46 **Eine reine Revolte. Nachbemerkung zum 17. Juni 1953**
Karlheinz Weißmann

48 **Neue Weltsicht, alte Schweinereien**
Rolf Stolz

50 **Nachruf auf Armin Mohler**
Götz Kubitschek

52 **Habermas, Schröder und die Nation**
Götz Kubitschek

Rezensionen

54 **zu Büchern von van Crefeld, Hoffmann, Wimbauer, May, Samerski, von Arnim, Schultze-Rhonhof, Sombart, Scheil und Topitsch**
Felix Bosch, Klaus Hammel, Thorsten Hinz, Ellen Kositza, Dag Krienen, Stefan Scheil, Karlheinz Weißmann und Michael Wiesberg

64 Vermischtes

65 Aussterbende Redensarten 2

66 Kalendarium

Editorial

von Karlheinz Weißmann

Der Zuschauer sieht die schmalen eingefallenen Gesichter und dann die Hände, schließlich die Körper derjenigen, die in langen Reihen Steine von den Schuttbergen räumen. Das Ganze in Schwarz-Weiß, und dann allmählich in einen Grauton übergehend das Bild des Reichstags mit der Flagge als Farbtupfer. Die Erinnerung an die Trümmerfrauen soll als Appell verstanden werden. Nach ihrem Vorbild will man das „Land" mobilisieren, um die Krise zu meistern: „Deutschland ist besser als jetzt". Eine Gruppierung, die sich „Bürger-Konvent" nennt, steht hinter der aufwendigen Kampagne und hat seit März nicht nur eine Reihe von Werbefilmen produzieren lassen, sondern auch kostspielige Anzeigen in großen Zeitungen und Zeitschriften gesetzt.

Hinter dem Bürger-Konvent steht Meinhard Miegel, ursprünglich Berater Kurt Biedenkopfs, dann Direktor des Instituts für Wirtschaft und Gesellschaft (Bonn). Miegel hat seit den achtziger Jahren Vorstöße unternommen, um die Deutschen mit der Realität zu konfrontieren, was zwar zu Aufmerksamkeitserfolgen führte, aber politisch ohne Konsequenzen blieb. Jetzt soll sich das ändern: Zusammen mit einer Reihe von Verbündeten, bevorzugt aus dem Umfeld der Union, will er direkt an die „Gesellschaft" appellieren, um einen Erneuerungsprozeß in Gang zu bringen.

Die Kritik des Bürger-Konvents überrascht durch den dramatischen Tonfall, aber man merkt ihr an, daß sie aus der politischen Mitte kommt. Man will das Ganze gerade noch rechtzeitig verändern, damit im Kern alles beim Alten bleiben kann. Miegel hat denn auch betont, daß seine Bewegung nicht gegen das Parlament und seine Parteien gerichtet sei. In dieser Hinsicht unterscheidet sich der Konvent deutlich von der Stoßrichtung des „Barrikaden"-Appells von Arnulf Baring und der Verfassungsdebatte, die der *Spiegel* angestoßen hat. Hier ist man schon bis zu einer prinzipiellen Kritik vorgedrungen, die die Probleme nicht mehr nur als mentale, sondern als institutionelle ansieht und darauf abzielt, das Grundgesetz mit der Weimarer Verfassung zu impfen (Stärkung des Präsidenten, bis hin zu einem Notstandsrecht gemäß Artikel 48 WRV, und Einführung plebiszitärer Elemente).

Vieles davon bestätigt nur, was konservative Kritiker seit den fünfziger Jahren als Fehlkonstruktionen im Aufbau der Bundesrepublik angesehen hatten. Zu ihnen gehörte Winfried Martini, der auf die Schwäche der Exekutive und das Übergewicht des Parlaments hinwies, aber auch auf den fiktiven Charakter des Föderalismus und die Tendenz zur Parteienherrschaft. Das Hauptproblem sah Martini allerdings darin, daß die Ordnung der Bundesrepublik nur als „Staatsform der Krisenlosigkeit", als „Staatsform des Optimismus" sicher funktioniere.

Das vorausgesetzt, ist die Stimmung noch zu gut, sind die warnenden Stimmen noch nicht schrill genug, ist vor allem der Mangel an Bereitschaft verdächtig, die Verantwortlichen für die heutige Lage zu nennen und zur Rechenschaft zu ziehen. Hans-Olav Henkel, ehemaliger Präsident des Bundesverbandes der Deutschen Industrie, der schon vor Jahren mit der These von einer „Systemkrise" Aufsehen erregte, und der jetzt bemerkenswerterweise Distanz zum Bürger-Konvent hält, äußerte unlängst in einem Interview, man dürfe die Probleme keinesfalls isolieren, sondern müsse sie als ein Ganzes betrachten, das auch nur als ein Ganzes bewältigt werden könne: Die Deutschen sollten ihre Vergangenheitsfixierung samt „Schuldkomplex" hinter sich lassen, ihre „Harmoniesucht" überwinden und jene Fehlentwicklungen der Verfassung beseitigen, die Entscheidungen dauernd blockierten.

Gerhard Nebel

Ein Autorenportrait zum 100. Geburtstag

von Erik Lehnert

Warum widmet die Deutsche Post in diesem Jahr Theodor W. Adorno, Hans Jonas und Reinhold Schneider Briefmarken? Weil sich ihre Geburtstage zum hundersten Mal jähren. Nun wird nicht jeder, der vor hundert Jahren das Licht der Welt erblickte, auf solche Weise geehrt. Die Auswahl hat immer etwas mit Erinnerungspolitik zu tun, und Adorno, Jonas und Schneider spielen für das Selbstverständnis der Bundesrepublik eine Rolle. Adorno begründete die kritische Sozialphilosophie, die ein indirekter Anstoß für die bis heute wirkende Kulturrevolution der Generation von '68 war. Schneider wurde in der unmittelbaren Nachkriegszeit als gutes Gewissen des christlichen Deutschlands vereinnahmt und Jonas wies schon in den sechziger Jahren auf die anthropologisch-ökologischen Probleme hin, die bis heute aktuell sind.

Gerhard Nebel wäre am 26. September dieses Jahres einhundert Jahre alt geworden. Er hat – wie Jonas – ökologische Fragestellungen aufgeworfen und diskutiert, als dies noch nicht zum großen Thema geworden war. Und wie Schneider repräsentierte er während der Nachkriegszeit ein „anderes Deutschland", besaß Bewegungsfreiheit und spielte als Vermittler von Kontakten und Katalysator von Gedanken „... in dem kulturellen Vakuum zwischen dem deutschen Zusammenbruch und der Konsolidierung der Bundesrepublik in Westdeutschland eine nicht unbedeutende Rolle", wie Armin Mohler schreibt. Obwohl Nebel also zeitweise in der Öffentlichkeit sehr präsent war, wird keine Briefmarke an ihn erinnern. Unzählige Artikel in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* und in *Merian* sowie dreißig Bücher, vor allem Reiseberichte und Interpretationen antiker Stoffe, reichten nicht aus, um im kulturellen Gedächtnis der Deutschen zu bleiben. Dafür gibt es Gründe: Die Arbeit Nebels bietet letztendlich weniges von bleibendem Wert, und seine zeitweilige Popularität war den Zeitumständen geschuldet. Nebels Stärke lag in der Kompilation und der Verdeutlichung von Gedanken anderer. Zudem hat er selbst die Rezeption seines Werkes durch menschliche Eigentümlichkeiten unnötig erschwert. Für diese Vermutung gibt Nebels von Konflikten und Brüchen

bestimmte Biographie genügend Anhaltspunkte. Der in Dessau geborene Sohn eines Volksschullehrers verlor schon früh beide Eltern und wuchs beim älteren Bruder in Koblenz auf. Nach dem Abitur zwang ihn die Not zunächst zum Beruf des Journalisten, bevor er das Studium der Philosophie und klassischen Philologie in Freiburg aufnahm. Die dortige Begegnung mit Heidegger hat er als „Ereignis meiner Biographie" beschrieben, die ihn entscheidend geprägt habe. In Heidelberg hörte er bei Karl Jaspers, der ihm Max Weber nahebrachte. Nach der Promotion in Philosophie wurde Nebel Lehrer und begann seine Tätigkeit mit dem Referendariat an einem Gymnasium in Köln. Mehrere Anstellungen verlor er in der Folgezeit, - wegen sozialistischer Agitation oder durch die mutmaßliche Verführung einer Schülerin. Anfang der dreißiger Jahre trat Nebel aus einem diffusen Gefühl, sich gegen herrschende soziale Ungerechtigkeiten engagieren zu müssen, der SPD bei, um wenig später zur radikaleren Sozialistischen Arbeiterpartei überzutreten.

Nach 1933 zog Nebel sich in einen „individuellen Anarchismus" zurück und nutzte bald darauf die Gelegenheit, Deutschland in Richtung Ägypten zu verlassen. Er trat eine Hauslehrerstelle bei Kairo an, überwarf sich aber auch dort mit seinem Arbeitgeber und mußte wenig später nach Deutschland zurückkehren. Hier legte ihm die Schulbehörde den Eintritt in die NSDAP nahe, Nebel folgte der Aufforderung und erhielt daraufhin wieder eine Lehrerstelle. Schon 1938 nahm er aber eine Einladung ins ehemalige Deutsch-Ostafrika an, wo er sich ein halbes Jahr aufhielt und vor allem das Kilimandscharogebiet bereiste. Er arbeitete als Lehrer in einer deutschen Schule, als Barkeeper und auf einer Sisalfarm. In Afrika begann Nebel seine Eindrücke zu notieren und schuf so die Grundlage für sein erstes selbständiges Buch, das 1939 unter dem Titel *Feuer und Wasser* in der Hanseatischen Verlagsanstalt erschien.

Gerhard Nebel: *Feuer und Wasser*, Hamburg 1939

Afrika hat Nebel, so kann man seinem Buch entnehmen, neuen geistigen Horizonten entgegengeführt. Das Erlebnis der ostafrikanischen Landschaft erschloß ihm das Elementare, das er metaphysisch zu ergründen suchte. Feuer und Wasser erlebte Nebel mit solcher Intensität, daß er darin das göttliche Sein zu spüren vermeinte. Die Fremdheit Afrikas zog ihn in ihren Bann, den unendlichen Raum und die Stille genoß er ohne die europäische „Zeitsklaverei". Nebel fühlte sich von den kolonialen Verhältnissen positiv angeregt, weil sie ihn in ihrer Fremdheit auf sich selbst zurückwarfen und eine Überprüfung gewohnter Sichtweisen provozierten. Dabei leitete ihn das Interesse einer Kritik an den europäischen Verhältnissen, denen er – in seiner typisch schematisierenden Art – die afrikanischen entgegenhielt, um Entwicklungen zu verdeutlichen. Doch lassen bereits diese Aufsätze Nebels feine Beobachtungsgabe und die – mit heutiger Begrifflichkeit – „ökologische" Reflexion auf die Konsequenzen des menschlichen Verhaltens erkennen. Ausdruck dafür ist seine Überzeugung, daß die Mechanisierung der Natur auf den Menschen in gleicher Weise zurückwirke: „Man glaubt, das Sein zu beherrschen, während man doch nur mit einem willig preisgegebenen Abfall und Unrat zu tun hat und nicht fühlt, daß das Sein sich in unerreichbare Ferne verliert."

Den afrikanischen Eindrücken ging ein literarisch-philosophischer Anstoß voraus, der es Nebel erst möglich machte, Erlebnisse in der für ihn typischen Weise aufzuschreiben und der so seine Autorschaft begründete. Für die Begegnung mit Ostafrika und die Verknüpfung von Beobachtung und Gedanke bildeten die Metaphysik und die Zeitkritik Ernst Jüngers den Rahmen. Die Lektüre von dessen Schriften, erstmals Anfang 1934, bezeichnete Nebel als einschneidendes Erlebnis, als Wendepunkt: „Von [nun] an begleitete die Jünger-Lektüre mein Leben, und zwar eine Lektüre als Erweiterung, Bereicherung, Grenzniederlegung, ich korrespondierte mit ihm, lernte ihn auch selbst kennen."

Vier Jahre später, noch vor seinem Aufenthalt in Ostafrika, schrieb Nebel erstmals an Jünger und bekannte, sich mit ihm in der „Unzeitgemäßheit" verbunden zu fühlen. Die zweite Auflage von *Feuer und Wasser* widmet er Jünger. Im besetzten Paris, wo Nebel als Dolmetscher bei der Luftwaffe eingesetzt war, lernte er Jünger dann auch persönlich kennen, der Nebels altsprachliche Bildung schätzte und ihn bei der legendären „Georgsrunde" von Oberst Speidel traf, in der sich nach Jüngers Worten eine „geistige Ritterschaft" versammelte, die das freie Wort pflegte. Diese Zeit endete durch die Strafversetzung Nebels. Er hatte in einem Aufsatz

die Luftwaffe mit einem Schwarm dicker Käfer verglichen und damit die Blicke der Zensur und des Staatspolizei auf sich gelenkt. Unbedachte Äußerungen im Kameradenkreis machten das Maß übervoll und Nebel wurde auf die Kanalinsel Alderney zu einer Baukompanie strafversetzt. Jünger bedauert in seinem Tagebuch den „Abzug eines so glänzenden Geistes aus unserer Stadt".

Gerhard Nebel: *Bei den nördlichen Hesperiden. Tagebuch aus dem Jahr 1942*, Wuppertal 1947

Nebels Publikationstätigkeit war damit beendet, bevor sie richtig begonnen hatte. Er führte aber ein Tagebuch, das erst nach dem Krieg erschien, drei Bände füllte und Nebel den Ruf eines verhaltenen, jedoch konsequenten Kritikers der NS-Zeit einbrachte. 1950 bekam Nebel für diese Aufzeichnungen den Kunstpreis der Stadt Wuppertal verliehen. Er hielt in diesen Tagebüchern neben den Alltäglichkeiten vor allem seine Stimmungen fest und gab seinem Ressentiment gegen seine Vorgesetzten Ausdruck, denen er sich als „intellektueller Gefreiter" ausgesetzt sah.

Am wenigsten authentisch, dafür aber verdichteter als die anderen, ist das Tagebuch *Unter Partisanen und Kreuzfahrern* (1950) aus der Zeit in der italienischen Etappe, von 1944 bis zu Nebels Gefangenschaft und Entlassung im November 1945. Damit wollte Nebel nicht nur ein Tagebuch und eine subjektive Situationsbeschreibung, sondern eine Phänomenologie des Nihilismus vorlegen. Die theoretischen Überlegungen zum Nihilismus, die seine Meister Jünger und Heidegger angestellt hatten, sollten empirisch gestützt werden. Hatte Jünger im Nihilismus eine „Reduktion" gesehen und Heidegger einen Ausdruck der „Seinsvergessenheit", so konzentrierte sich Nebel auf das „Partisanentum" als eine Äußerungsweise des Nihilismus. Der Soldat, so Nebel, sei eine der Gestalten des Lebens, „deren sich in unserem Jahrhundert der Nihilismus" bemächtigt habe. „Er wird zum Partisanen einer Weltanschauung und muß die fürchterlichen ... Folgen dieser Verwandlung auf sich nehmen."

Gerhard Nebel: *Tyrannis und Freiheit*, Düsseldorf 1947

Nebel deutete seine Aufzeichnungen als Erlebnisbericht eines Beobachters, der Zeuge des Triumphs des Nihilismus in der Form des Weltbürgerkrieges geworden war. Partisanen seien Nihilisten, weil sie als Parteigänger einen Weltbürgerkrieg führten, der zwischen Ideologien ausgefochten werde und der keinen Unterschied zwischen Zivilisten und Militärs mache. Carl Schmitt erkannte in seiner Theorie des Partisanen den Wert von Nebels Interpretation durchaus: „Insbesondere trifft Nebels Schilderung in ausgezeichneter Weise den Moment, in dem eine große reguläre Armee sich auflöst und als Gesindel entweder von der Bevölkerung totgeschlagen wird, oder selbst totschlägt und plündert, wobei dann beide Teile Partisanen heißen können." Nach Schmitt bestand dieses Gesindel aber gerade nicht aus Nihilisten. Nihilismus sei die Differenz zwischen Ortung und Ordnung. Nebel habe einfach den zeitgemäßen begriffsverwirrenden Sprachgebrauch übernommen.

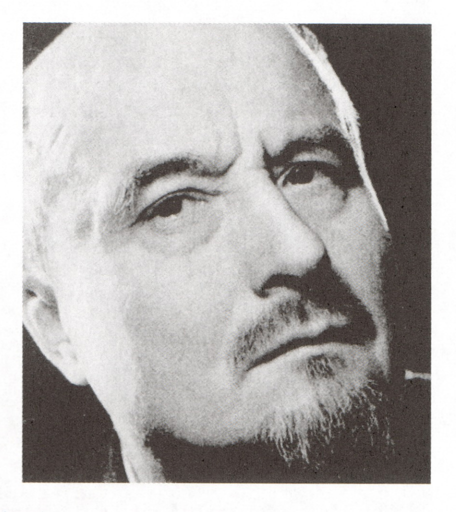
Gerhard Nebel: *Unter Partisanen und Kreuzfahrern. Tagebuch 1944/1945*, Stuttgart 1950

Die Begegnung mit Schmitt ist neben derjenigen mit Jünger und Heidegger ein weiteres grundlegendes Ereignis in Nebels Biographie gewesen. Bereits kurz nach der Machtergreifung hatte er in Köln eine Vorlesung Schmitts gehört, die für ihn den Ausschlag gab, sich von marxistischen Anschauungen zu emanzipieren, ohne auf den Nationalsozialismus umzuschwenken. Im Frühjahr 1943 lernten sich Schmitt und Nebel persönlich kennen. Der Kontakt war fünf Jahre später so eng, daß sich beide gegenseitig häufig besuchten und in regem Briefwechsel standen. In seinem Glossarium lobt Schmitt Nebel fast durchgehend. Eine erste Verstimmung trat ein, als Nebel Schmitt in seinem 1949 erschienenen Italientagebuch *Auf ausonischer Erde* durch die „Weichheit" seiner Meinungen charakterisierte. Im November desselben Jahres folgte das Zerwürfnis, ohne daß es jemals zur Versöhnung gekommen wäre. Der Bruch war so tief, daß Nebel in seinem letzten posthum veröffentlichten Aufsatz Schmitt des „Antisemitismus der Wiener Gosse" verdächtigte.

Gerhard Nebel: *Auf ausonischer Erde. Italienisches Tagebuch 1943/1944*, Wuppertal 1949

Nicht nur hier zeigt sich ein merkwürdiger Charakterzug Nebels: seine Intoleranz anderen Menschen gegenüber, seine Streitsucht, die dazu führt, daß er sich mit allen engen Freunden über kurz oder lang überwarf. Selbst ein so verständnisvoller Geist wie Erhart Kästner konnte dem nicht mehr entgegensetzen als die Bitte: „Aber laß uns doch alles vermeiden, was Zank und Zorn in die Welt trägt, in unsere Welt unter uns Wenigen, die sich nur lieben sollten." Der Bruch folgte auch hier unweigerlich und konnte bis zum Lebensende nicht mehr behoben werden, wenn Nebel es auch in diesem Fall kurz vor seinem Tode versuchte.

Sogar mit Jünger erging es ihm trotz der engen Beziehung ähnlich. Nach dem Krieg hatte Jünger bis 1949 Publikationsverbot, und Nebel bemühte sich, den Widersinn dieser Weisung deutlich zu machen, indem er in einer Monographie Jüngers geistige Bedeutung herausstellte. Bereits in seinem ersten Buch hatte Nebel Jünger in einem Essay behandelt und ihn nicht als philosophierenden Kriegshelden charakterisiert, wie es dem Zeitgeist entsprochen hätte, sondern eben als Metaphysiker und Zeitkritiker. Dabei ging Nebel recht weit, wenn er 1939 mit Bezug auf Jünger forderte, erst müsse die optische Täuschung, die das Nichts für das höchste Sein hält, beseitigt und die Lage des Menschen erkannt werden, der „von allen Göttern verlassen, der Materie, dem blinden Zufall, der Tierheit vertrauenslos und verzweifelt ausgeliefert ist".



Gerhard Nebel

Gerhard Nebel: *Ernst Jünger. Abenteuer des Geistes*, Wuppertal 1949

1951 trennten sich ihre Wege für ein Jahrzehnt. Über die Gründe kann man nur mutmaßen. Neben der Streitsucht Nebels, die ihm keine dauerhafte Beziehung zu großen Geistern erlaubte, kommen seine Kritik an Jüngers indifferenter Haltung zum Christentum und seine Geschwätzigkeit (gesteigert durch übermäßigen Alkoholkonsum) in Frage. Dieses Zerwürfnis ist besonders tragisch, weil Nebel – wie erwähnt – über Jünger erst zum Schreiben gelangte. Sein Selbstbild vom Autor orientierte sich allerdings stärker an einer Traditionslinie, die von Meister Eckart über Hölderlin zu Heidegger reicht: Nebel war davon überzeugt, daß man ein Werk nacherleben müsse, um es verstehen zu können. Das Werk eines Denkers oder Dichters sei ein „Ereignis", in dem innerhalb der Welt des Alltags, bei Nebel Realität, das Wirken Gottes, die Wirklichkeit, nachvollzogen werde.

Der angedeutete philosophische Rahmen Nebels war dabei denkbar einfach und provozierte bei einem Rezensenten das böse Wort von der „Bantuphilosophie". Nebel genügte die Unterscheidung zwischen Realität und Wirklichkeit, um den Menschen in seinem Verhältnis zur Welt und zu Gott zu beschreiben. Gott sei die „wirkende Wirklichkeit", die Fülle transzendenten Seins. Demgegenüber stehe die Realität, die Welt der alltäglichen Verrichtungen. Nebels Christentum wurde geprägt durch die Vorstellung vom plötzlichen Auftreten Gottes, die er von Karl Barth übernahm. Die Wirklichkeit breche im Ereignis in die Realität ein. Das Ereignis schlechthin sei die Offenbarung Gottes in Christus. Damit wies Nebel auf die Macht des Ereignisses hin, das das menschliche Gebundensein an die materiellen Fesseln der Realität und die damit verbundene Sicherheit zerstören könne. Der Mensch gelange im Ereignis zur Existenz, zum eigentlichen Menschsein in Gott. In seinem Buch *Das Ereignis des Schönen* (1953) hat Nebel diesen Zusammenhang erläutert und versucht, das Schöne vom Christusereignis her zu interpretieren.

Gerhard Nebel: *Das Ereignis des Schönen*, Stuttgart 1953

Aufschlußreich ist, daß Nebel erst nach 1945 den christlichen Glauben annahm und sich von da ab in der für ihn typischen unversöhnlichen und kategorischen Art darum bemühte, seinen bisherigen Denkweg vom Christentum her zu interpretieren. Seit seinem Buch *Weltangst und Götterzorn*, das 1951 erschien, widmete er sich einer Deutung der griechischen Tragik vom christlichen Glauben her. In der christlichen Offenbarung zeige sich der Gott, der schon zuvor unsichtbar anwesend war: „In Hellas wie in anderen archaischen Systemen spricht und handelt der Vater Jesu Christi – anders kann ich das Ethos dieser Menschen nicht begreifen." Indem Nebel das Christentum als Interpretationsgrundlage für die antiken Tragödien heranzog, gelangte er zu eigenwilligen und bemerkenswerten Einsichten. Die Fachwelt konnte sie allerdings nicht nachvollziehen, da Nebel keine anerkannte Methode verwandte.

Gerhard Nebel: *Weltangst und Götterzorn. Eine Deutung der griechischen Tragödie*, Stuttgart 1951

So ist *Weltangst und Götterzorn* das letzte Buch Nebels, das in der breiteren Öffentlichkeit für Diskussionen sorgte. Es wurde in seiner Radikalität zurückgewiesen, Nebel nicht mehr ernstgenommen und vom wissenschaftlichen Gespräch ausgeschlossen. Dabei stand er mit seiner Pos-



tulierung eines „anderen“ Alten Testaments, einer Voroffenbarung des Evangeliums in Griechenland nicht völlig allein, wie ein Blick auf die Arbeiten des Religionswissenschaftlers Ulrich Mann zeigt. Nebel erschloß diesen Zusammenhang im Unterschied zu Mann jedoch nicht als Wissenschaftler, sondern als Glaubender, der nicht nur feststellt, sondern existentiell nachvollzieht und diesen Nachvollzug als Beleg seiner Thesen verwendet. Der Leser hat solchen Kausalketten zu folgen und sie – bestenfalls – durch eigenes Erleben zu untermauern. Darin liegen zugleich die Anziehungskraft und die Begrenzung der Überlegungen Nebels.

Letztendlich sah Nebel im historischen Prozeß „einen Kampf zwischen Realität und Wirklichkeit“ und nahm „in dem Kampf die mächtige Hand Gottes wahr, der immer wieder Aufhalter erzeugt“. Die Ursache dafür liege im Menschen, der sich dem Ereignis und damit der Wirklichkeit öffnen könne. Die Bereitschaft dazu, habe aber seit der Aufklärung abgenommen. Und so hat sich Nebel über das Wesen des Menschen keine Illusionen gemacht und seine Meister Heidegger und Jünger dafür kritisiert, daß sie noch an eine innerweltliche Erlösung glaubten. Der Mensch sei nicht gut und vernünftig. Vielmehr sei er „ein verrücktes und bösartiges Wesen, das gelenkt, verführt, betrogen werden muß, zu seinem Besten“.

Gerhard Nebel: *Die Geburt der Philosophie*, Stuttgart 1967

Mit dieser negativen Anthropologie griff Nebel eine Grundüberzeugung der Aufklärung an. Die Scheinfreiheit der Demokratie sei gefährlicher als die Gefangenschaft, weil sie sich ihres Daseins nicht mehr bewußt sei, so daß die Seele Schaden nehme, weil sie vergesse, daß es nicht in der Macht des Menschen liege, das Gute zu wollen. „Die Demokratie muß sich bewußt sein, daß ihr anthropologisches Fundament, die Überzeugung von der Güte und Besonnenheit des Menschen, brüchig ist, geradezu ein Unsinn, wenn man auf die Weisheit der Tragödie und der Bibel schaut – erst in dieser Unsicherheit wird sie human, läßt sie innerhalb ihrer den Liberalismus gedeihen ...“. Der Rechtsraum des Individuums sei der einzige begrüßenswerte Fortschritt.

Gerhard Nebel: *Hamann*, Stuttgart 1973

In Johann Georg Hamann fand Nebel am Ende seines Lebens einen Denker und Poeten, den er enthusiastisch begrüßte und dessen Leben und Werk ihm mehr als nur wesensverwandt erschien. Nebel beschrieb seine Methode des Nachvollzugs über den eigenen Versuch, „meinen Geist in den Hamanns“ zu verwandeln und den gemeinsamen Blick auf die Epoche der Aufklärung zu werfen, die als Niedergangszeit zu entlarven sei. Bei Hamann erschöpfte sich diese Vorbildwirkung denn auch nicht im



Synthese aus Antike und Christentum – Max Klinger: Jesus im Olymp, 1889/90 (Ausschnitt)

christlichen Glauben oder in der geistigen Unabhängigkeit. Nebel sah in Hamanns Sprache ein Vorbild für die eigenen Formulierungen. Er bezeichnet diese als rauhe Fügung, „die in der Getürmtheit kühner Vergleiche, in der Fremdheit der Wendungen, im stachligen Fürsichsein der Worte, in der Mühsal und Energie, die das Verständnis fordert, imstande ist, die heilige Wirklichkeit in die profane Realität hereinzurufen und die Menschen mit den Göttern zusammenzubringen." Hamanns „Sprachmagie" liege in seinem Glauben an die Logos-Struktur der Schöpfung begründet, den er in seinen Werken vollzieht. Spätestens hier wird klar, daß Nebel einen poetischen und keinen wissenschaftlichen Ansatz des Erkenntnisgewinns verfolgte.

Gerhard Nebel: *Sokrates*, Stuttgart 1969

Einige Weggefährten erörterten die Frage, warum Nebel vergessen wurde, bereits kurz nach seinem Tod am 23. September 1974. Die Journalistin Vilma Sturm schrieb: „Sein Zwang, alles zu radikalisieren, es durch Übertreibung ins Groteske zu steigern, kostete ihn schließlich zahlreiche Leser, auch den Nachruhm, den sein fast dreißigbändiges Werk verdient hätte; denn an Kraft und Unmittelbarkeit des Ausdrucks überragt es die meisten der Heutigen weit." Ähnlich sah es Kästner, der feststellte, daß weder die jüngere Generation noch die Kritik das Werk Nebels wahrnehmen könnten, und daß dies auch die Schuld von Nebel selbst sei. Kästner führte Talleyrand an, nach dem eine Übertreibung nicht „eine Wahrheit plus dem Übertriebenen sei, sondern in sich null und nichtig". Wenn der Satz stimme, so Kästner, „so wäre er für Nebel lebensgefährlich". Nebel wollte den Menschen an sich selbst erinnern – an seine Wirklichkeit und seine Endlichkeit. Nebel übertrieb, indem er die Möglichkeiten des Menschen einseitig beschnitt und herausstellte.

Vielleicht läßt sich die Radikalität und Unerbittlichkeit Nebels dadurch erklären, daß er angesichts der Geschichte resigniert hatte. Er sah keine Möglichkeit, den Menschen ethisch zu verwandeln und war nicht in der Lage, diese Erkenntnis kühl und ohne Missionseifer zu diskutieren. Nebel hielt vielmehr an der Hoffnung auf eine mögliche Rettung durch Wiederherstellung des normativen Christentums fest. Damit löste sich jedoch nicht der Grundwiderspruch zwischen radikalem Kulturpessimismus und christlichem Glauben, der sein Werk durchzieht: Letztendlich nämlich blieb eine Antinomie, die keinen auflösbaren Widerspruch sondern eine wirkliche Unvereinbarkeit darstellte. Die bleibende Bedeutung Nebels liegt in der Klarheit, mit der er dieser Erfahrung Ausdruck verlieh.

Gerhard Nebel: *Sprung von des Tigers Rücken*, Stuttgart 1970

Kontinentalblock Eurasien

von Eberhard Straub

Wer heute eine Emanzipation Europas von den USA wünscht, unterstützt nicht sogenannte anti-amerikanische Stimmungen. Er befindet sich in völliger Übereinstimmung mit Überlegungen führender US-Amerikaner aus der Zeit, als die NATO gegründet wurde. George F. Kennan, Robert Taft oder George Marshall erwarteten, daß der wirtschaftliche Aufschwung es den Europäern bald erlauben werde, ihre Verteidigung selbst zu organisieren. Sie dachten nicht daran, die USA dauernd in Europa zu verpflichten. Ihnen genügte ein möglichst informelles Bündnis, im Grunde ein ausdrückliches Versprechen, im Falle eines Angriffes durch die Sowjetunion den Europäern zu Hilfe zu kommen. Das sollte die Europäer nicht zuletzt dazu nötigen, von nun an in europäischen Kategorien und nicht weiter in denen nationaler Konkurrenz zu denken. Eine lockere Allianz war in solcher Absicht durchaus mit einem Erziehungsprogramm verbunden. Jede Erziehung führt zu Selbständigkeit und Emanzipation vom Erzieher, zumindest ist das ihr Ziel.

In der Scheu vor allzu festen Strukturen äußerte sich eine weitere pädagogische Überlegung: Gewöhnen sich die hoffentlich bald wieder prosperierenden westeuropäischen Staaten daran, daß die USA ihren militärischen Schutz übernehmen, dann werden sie ihre eigenen Anstrengungen vernachlässigen, die ihre Sicherheit erfordert. Außerdem fürchtete gerade Kennan, vertraut mit der Sowjetunion, daß eine enge transatlantische Gemeinschaft, statt die Gefahren abzuschwächen, diese vermehren würde. Die Russen müßten erst recht mißtrauisch, gereizt und ungeduldig reagieren, was die Spannungen in Europa nur erhöhen und einen schwer zu beruhigenden Rüstungswettbewerb verursachen würde. Beides zöge unvermeidlich die US-Amerikaner immer tiefer in europäisch-russische Auseinandersetzungen hinein, aus denenen sie sich möglichst heraushalten sollten. Gerade um als sorgfältiger Hegemon, als „ehrlicher Makler“ bei Gegensätzen zu vermitteln und die Abwesenheit des Krieges geduldig einer tatsächlich freundschaftlichen Verständigung unter den Mächten anzunähern, also einem friedlichen Zustand.

Kennan, der Historiker und praktische Diplomat, hatte stets einen großen Respekt vor Bismarck. Die Politik des Reichskanzlers galt ihm als Beispiel vernünftiger Selbstbeschränkung einer Großmacht, die ihre Hegemonie in einem kunstvollen System direkter und indirekter Bündnisbeziehungen verbarg, um Europa und die Welt an das neue Reich zu gewöhnen. Aber auch um die Hegemonie, die stets als lästiger Druck empfunden wird, abzumildern, sie als eine der Sicherheit aller dienenden Kraft auch dem Widerstrebenden verständlich zu machen. Bismarck hütete sich, das Reich in Affairen zu verwickeln, die jenseits deutscher Interessen lagen. „Jede Großmacht, die außerhalb ihrer Interessensphäre auf die Politik der anderen Länder zu drücken und einzuwirken sucht und die Dinge zu leiten sucht, die periklitiert außerhalb des Gebietes, welches Gott ihr angewiesen hat, die treibt Machtpolitik und nicht Interessenpolitik, die wirtschaftet auf Prestige hin."

Als praktischer Staatsmann ließ er sich nicht von den großen Worten einschüchtern: die Menschheit, Europa, der Weltfrieden, die Zivilisation. Er kümmerte sich um das nächstliegende: die großen Mächte davor zu bewahren, den leidlich gesicherten Frieden aufzugeben, um im Krieg die letzte Auskunft zu suchen und rechtzubehalten, irgendeinen Eigensinn durchzusetzen. Der Eigensinn muß seine Grenzen im Privatleben kennen, nicht minder im Zusammenleben der Staaten. Das wußte Bismarck in der Tradition Metternichs oder Talleyrands. Sie alle jonglierten mit vielen Bällen, um ein System kollektiver Sicherheit, je nach den Umständen, zu schaffen oder zu erhalten. In solchen Bündnissystemen, die möglichst ganz Europa umfassen und von dieser Mitte der Welt alle Kontinente einer „europäischen Ordnung" einfügen sollten, gab es immer Hegemone. Aber keiner wollte sich im 19. Jahrhundert als solcher zu erkennen geben. Das imponierte Kennan, der eine Hegemonie der USA nach 1945 für alle übrigen „praktikabel" machen wollte.

Ihm erschien es angemessen, in diesem Sinne mit Bismarck den USA zu raten, von keinem Staat Gefälligkeiten oder Handlungen aufgrund eines allgemeinen Rechtsgefühls zu erwarten, aber die eigene Politik so zu führen, daß die anderen ein solches Verhalten bei den USA voraussetzen dürfen. Bismarck kannte die militärische Stärke des Reiches. Das Bewußtsein der Stärke, nicht die Furcht stimmte das Reich friedlich, wie er beteuerte. „Das Bewußtsein, auch dann, wenn wir in einem minder günstigen Augenblick angegriffen werden, stark genug zu sein zur Abwehr und doch die Möglichkeit zu haben, der göttlichen Vorsehung es zu überlassen, ob sie nicht in der Zwischenzeit doch noch die Notwendigkeit eines Krieges aus dem Wege räumen wird".

Deshalb konnte er selbstsicher verkünden: „Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt; und die Gottesfurcht ist es schon, die uns den Frieden lieben und pflegen läßt". Präventivkriege ließen sich mit solchen Überzeugungen nicht verbinden, da man der Vorsehung nicht so leicht in die Karten sehen kann, um der geschichtlichen Entwicklung nach eigener Berechnung vorzugreifen. In Anlehnung an derartige Ideen vernünftiger Selbstbeschränkung wollte Kennan, daß die USA, um den Ehrgeiz der Sowjetunion einzudämmen, nicht ununterbrochen und überall intervenieren und sich als *Gendarmes* der Welt unbeliebt oder lächerlich machen. Nur von Fall zu Fall, sofern der Anlaß dazu zwang, sollte sich die mächtigste Großmacht als solche zu erkennen geben. Aber auch dann möglichst in Übereinstimmung mit anderen Mächten, die ihre Interessen am besten im Einverständnis mit der führenden Macht gesichert sahen.

Das Wort „Führung" schreckte Kennan nicht. Denn ein Hegemon, wie er von den griechischen Philosophen wußte, sollte Staaten um sich scharen, sie anführen, als Führer auftreten, der im Dienst an der Gemeinschaft Vertrauen stiftet und erhält. Führerschaft ist das Gegenteil von Willkürherrschaft. In freiem Entschluß und klarer Einsicht, aber nicht unter Zwang vertrauen sich Schutzbedürftige der Führung durch die stärkste Macht an. Ihr bloßes Dasein wirkt schon einschüchternd, wie Isokrates vermutete: „Alle werden sich ruhig verhalten, wenn sie wissen, daß eine solche Macht existiert, die den Schwachen und Überfallenen zu Hilfe kommt". Eine Macht, die in ethischer Vorbildlichkeit der Gerechtigkeit dient, Unrecht abwehrt und selbst nicht nach fremden Besitz strebt, zumindest nicht unter zivilisierten Menschen, höchstens unter den Barbaren.

Eberhard Straub: *Griechische Hegemonie und Römisches Imperium.* In: Regeneratio Imperii, Darmstadt 1972

Kennan lehnte für die USA hegemoniale Aufgaben nicht ab. Er hoffte nur, daß die USA sie nicht einseitig übten, sondern in Zusammenarbeit mit anderen, selbständigen Kräften, die entsprechend ihren Möglichkeiten von ihrer Bewegungsfreiheit Gebrauch machten, durchaus auch zum Vorteil der USA, die sich auf das jeweils wichtigste konzentrierten. Doch Pluralisten in alteuropäischer Tradition wie Kennan unterschätzten die Angst der Europäer vor dem Kommunismus und der Sowjetunion. Es waren die Europäer, die die US-Amerikaner zu immer gründlicheren Sicherheitsvorkehrungen in Europa nötigten, die förmlich danach verlangten, sich unter das Protektorat der USA zu begeben. Mit den Folgen, die Kennan vorhergesehen hatte. Der Kalte Krieg wurde intensiver und die indessen wohlhabenden Europäer gewöhnten sich daran, den USA die Kosten ihrer Verteidigung aufzubürden, während sie Handel trieben, selbst mit den Kommunisten und endlich unter amerikanischen Schutz und Schirm Geschäfte mit den Kommunisten machten, eine allgemeine Entspannung zu ihnen suchten.

Allianzen setzen ein Motiv, einen bestimmten Zweck voraus, der eine gewisse Konformität der Interessen erhält. Der Sinn der Nato lag im Antikommunismus. Ihre Auflösung war programmiert. Das Bündnis verlor seine Daseinsberechtigung, sobald die Furcht vor dem Kommunismus und der Sowjetunion nachließ. Schon vor dem Zusammenbruch der Sowjetunion hielten US-Amerikaner wie David P. Calleo 1987 die Nato für eine überholte Konstruktion, was bedeutete, den transatlantischen Beziehungen eine neue Interpretation zu geben. Calleo, auch ein europäisch-historischer Kopf, beklagte, daß die USA nicht zuletzt von den Europäern in eine hegemoniale Rolle gedrängt worden waren, die eben nicht mehr in freier Partnerschaft sich äußerte, sondern zunehmend in einseitiger Dominanz. Die USA hätten die Welt nach dem Kriege pluralistisch erneuert und dann nach und nach ein Verständnis für dies Pluriversum verloren, das sie immer entschiedener mit ihrem Willen harmonisieren, gleichschalten wollten. Das überfordere endlich ihre Möglichkeiten.

David P. Calleo: *Die Zukunft der Westlichen Allianz. Die Nato nach dem Zeitalter der amerikanischen Hegemonie*, Bonn 1989

Jenseits von einer unverhohlenen Hegemonie im Beziehungsgeflecht mehrer Großmächte oder Staatenvereinigungen, die, wie Europa, zum Rang einer Weltmacht aufsteigen, müßten die USA zu neuen Übereinkünften gelangen, nicht unähnlich dem früheren Konzert der Mächte, jetzt einem Ensemble der Weltmächte, die über den Weltfrieden wachen. Der Kalte Krieg und der Rüstungswettlauf hatten, wie alsbald auch Paul Kennedy zu bedenken gab, die USA überanstrengt. Calleo sprach nicht vom Rückgang amerikanischer Macht. Er verwies darauf, daß andere aufstiegen, sich den amerikanischen Möglichkeiten näherten, daß die Welt sich nicht in ein Universum unter amerikanischer Führung wandele, sondern als Pluriversum zu einer neuen „Verfassung" fände. Diese Entwicklung werde es den US-Amerikanern gerade leichter machen, ihren Einfluß wohltätig zur Geltung zu bringen. Die USA müßten es nur lernen, sich in der multipolaren Welt, die sie selber geschaffen hatten, wieder einzuleben.

Paul Kennedy: *Aufstieg und Fall der großen Mächte*, Frankfurt a, M. 1989

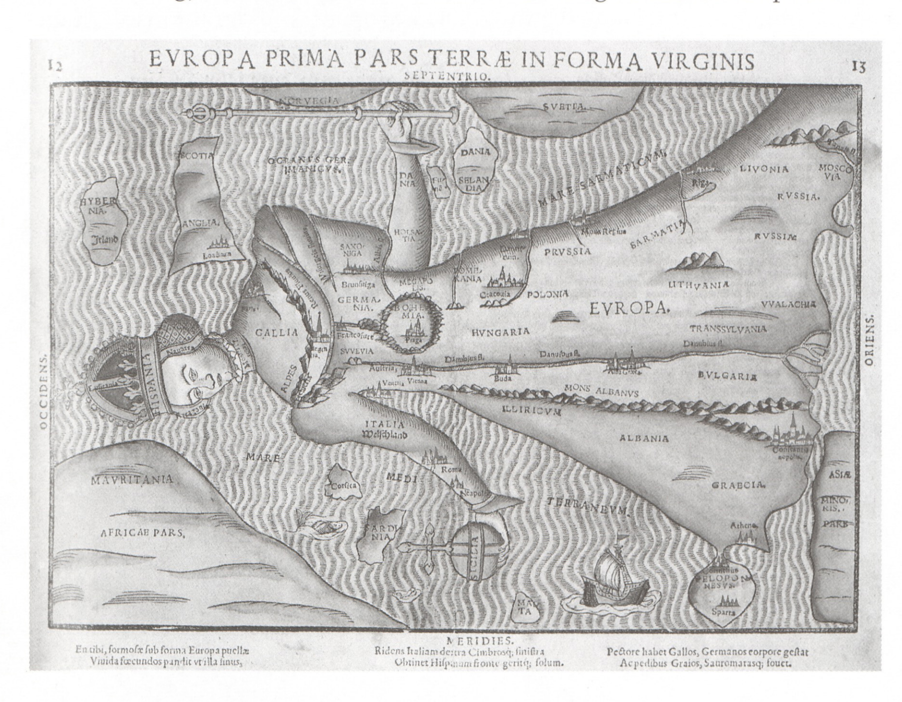
Das waren sehr vernünftige Überlegungen, nicht zuletzt zum Vorteil der USA, deren ökonomische Basis nicht mehr stabil genug war, um die Hegemonie, die Anführung eines Bundesgenossenverbandes, gar zu effektiver Weltherrschaft, zu imperialer Weltdurchdringung zu erweitern. Der Zusammenbruch der Sowjetunion wurde aber nicht als Warnung verstanden, die eigenen Überanstrengungen zu bedenken. Die USA verstanden sich als Sieger im Kalten Krieg und glaubten kurzfristig sogar daran, das Ende der Geschichte sei erreicht in einer Welt, die nur noch ein Ziel kennt, in alle Ewigkeit mit den USA zu verschmelzen. Ein Triumphalismus überwältigte selbst klug-zurückhaltende US-Amerikaner. Die USA, die einzige Super - oder Hypermacht, ließen sich nach und nach von den Verfechtern ihres imperialen Auftrages suggerieren, die unentbehrlichen Nation zu sein, die überall für Ordnung zu sorgen hat. Die einzige Nation, die zu den Waffen greifen darf, weil sie genau weiß, wann die Stunde gekommen ist, wann alles schweigen muß, um den Waffen als Argument Gehör und Überzeugungskraft zu verleihen.

Das Ende der Geschichte ist nicht erreicht. Ganz im Gegenteil, der unbefangene Imperialismus der USA weckt diffuseste Tendenzen, sich US-amerikanischer Begehrlichkeiten oder Verworrenheiten zu erwehren, was die Geschichte als unbestimmte Summe mannigfacher Bestrebungen und Tätlichkeiten ungemein belebt. Zu den großen Lebenslügen der Gegen-

wart gehört die Legende vom Niedergang der Nationen. Die USA, die unentbehrliche Nation, um mit Madeleine Albright zu reden, veranschaulichen überschwenglich die Selbstgenügsamkeit der Nation und des Nationalen Gedankens, die pralle Gegenwart des Nationalismus. Die USA beschäftigen sich mit der Welt nur insoweit, als es notwendig ist, die eigene Sicherheit und Unverletzlichkeit vor jeder Bedrohung zu schützen. Die USA verhalten sich nicht, wie Kennan es hoffte, im Bewußtsein ihrer Stärke überlegt und überlegen. So stark und unverletzlich wie sie sind, zeigen diese „göttlichsten Götter", um mit Wagners Loge zu reden, Angst und Furcht. Sie wollen absolut sicher auf ihrer „glücklichen Insel" sein. Allein ihre Sicherheit interessiert diese Weltmacht, die es mittlerweile als selbstverständlich voraussetzt, daß sich die Welt insgesamt unsicher fühlen muß, sobald ein Schweißausbruch die USA überfällt.

Alle Weltmächte, von den Römern bis zu den Spaniern und selbst zu den Sowjets, verkündeten eine Botschaft, die unabhängig von ihren ureigensten Interessen als imperialer Bewegung Frieden, Gerechtigkeit und Ordnung gerade denen in Aussicht stellte, die besiegt wurden. Die USA sind die erste imperiale Macht, die darauf verzichtet, außer ihrem eigenen Sicherheitsbedürfnis eine andere Rechtfertigung ihrer ausgreifenen Politik vorzutragen. Wer sich gegen die unentbehrliche Nation richtet, ist ein Schurke und gehört dem Reich der Finsternis an. Die USA sind das erste Imperium, das unverhohlen zugibt, Angst zu haben und aus Furcht die Welt dominieren will. Das kann nicht gut gehen. Ein Hegemon, dem die Knie schlottern, eine imperiale Macht, die sofort antiamerikanische Umtriebe wittert, wenn sich auch nur zaghafte Opposition gegen ihre unberechenbaren „Aktivitäten" regt, verdient eher Mitleid als besondere Aufmerksamkeit. Gerade weil die US-Amerikaner extrem furchtsam sind, verlassen sie sich auf ihre Waffen, auf deren „chirurgischen Eingriffe" möglichst gegenüber entwaffneten, ausgehungerten, durch Boykotts entnervte Feinde. Gegen ohnehin geschwächte „Feinde des Menschengeschlechts" lassen sich dann medienwirksame *reality-shows* inszenieren, die zumindest jeden in einem bildersüchtigen *Saeculum* davor warnen sollen, mit den USA in Gegensatz zu geraten.

Wer nicht dem Sicherheitsbestreben der USA dient, der nähert sich dem Status eines Schurken und muß mit den entsprechenden Erziehungsmaßnahmen rechnen. Die reichen von Liebesentzug bis zum Flächenbombardement. Es empfielt sich nicht, Gastfreund US-amerikanischer Staatssekretäre oder Präsidenten zu sein. Irgendwann, ob Bin Laden oder Saddam Hussein, sind sie Inkarnationen des Bösen. Listigerweise werden die erklärten Umholde nicht gefunden,obwohl die USA die ganze Welt in Bewegung setzen, um nicht nur die Bösewichte, sondern das Böse überhaupt auszurotten. Böse ist, was US-Amerika bedroht. Das ist allerdings eine Botschaft, die nicht einmal US-Amerikaner, ob Norman Mailer oder Susan Sontag, ernst nehmen. Warum sollen ausgerechnet Europäer ihre



Vom Atlantik zum Ural – Europakarte mit der Darstellung des Kontinents als Reichskönigin, Wittenberg 1588

wichtigste Verpflichtung darin erkennen, den USA dazu zu verhelfen, sich behaglich und ungestört zu fühlen?

Das Bedürfnis der USA nach absoluter Sicherheit stürzt ROW, *the rest of the world*, in tausend Verlegenheiten und vollständige Unsicherheit. ROW hat ganz andere Interessen als die verunsicherten USA, denen die Welt nur als Mittel für ureigenste nationale Begehrlichkeiten taugt. Es war eine unüberlegte, sentimentale Aufwallung, nach dem 11. September zu bekennen: Wir sind alle Amerikaner. Europäer ahnen mittlerweile, daß sie keine „Amerikaner" sind, daß sie ihr Verhältnis zu den USA neu bestimmen müssen. Sie müssen, was Kennan hoffte, was Calleo erwartete, tun: selbständig werden.

Das fällt schwer, wie bei Kindern, die allzu lange unter der Obhut ihrer Eltern lebten. Im Zusammenhang mit dem Irak-Krieg fanden sich Frankreich, Deutschland und Rußland zusammen in dem Widerstand gegen rein nationale Ziele der USA. Sie fanden zufälligerweise zusammen, es gab kein europäisches Programm der drei Staaten oder Mächte. Dennoch deutet sich in dieser improvisierten Zusammenarbeit eine künftige Konstellation an, die auch schon in der Vergangenheit Russen, Deutsche und Franzosen beschäftigte: eine kontinentale Einigung, die Europa bis zum Ural vebindet und über Rußland hinaus auf die eurasischen Zusammenhänge verweist, in die Europa seit eh und je eingebunden ist. Es sind die Vorstellungen des Generals de Gaulle, die wiederbelebt werden. De Gaulle hielt die Allianz mit den USA für eine vorübergehende, den Zeitumständen geschuldete Lösung. Verschwindet der Kommunismus, dann erübrigt sich eine weitere miltärische Verbindung mit den USA. Rußland ist unter veränderten Bedingungen das, was es immer war: eine europäische Großmacht, die nicht isoliert oder vom übrigen Europa abgedrängt werden darf. Die vielmehr, gerade um sie vor dummen Gedanken zu bewahren, in das Spiel der europäischen Staaten hineingezogen werden muß.

Henri de Grossouvre: *Paris, Berlin, Moscou. La voie de l'indépendance et de la paux*, Lausanne 2002

Europa kann nur zusammen mit Rußland zu einem neuen Selbstbewußtsein finden, zu einer Großmacht werden, die den Mut hat, eine solche zu sein. Hier aber ergeben sich sofort Schwierigkeiten. Die USA wünschen keinen handlungsfähigen, selbständigen europäischen Rivalen, einen Kontinentalblock unter Einschluß Rußlands. Befangen in ihrem Nationalismus fürchten sie ein Wiedererwachen des russischen Nationalismus, den sie wie jeden Nationalismus als Gefahr einschätzen. Die USA wollen, wie im Kalten Krieg, Rußland möglichst „eindämmen", eingekreist, in seiner Bewegungsfreiheit eingeengt wissen. Für die Europäer hingegen eröffnet Rußland wieder Räume, von denen sie zeitweise abgeschnitten waren, und die mit Europa zusammen einem Großraum bilden, wie ihn die Geschichte als Geographie in Bewegung, um mit Herder zu sprechen, vorbereitet hat.

Geopolitik und das Denken in Großräumen gewinnen unter dem Eindruck der Mondialisierung, der Weltzusammenfassung als Beziehung von Räumen, eine neue Bedeutung. Die Europäer sind darauf insofern unzulänglich vorbereitet, als sie über eine Freihandelszone hinaus kaum eine Idee von Europa als geistigem Raum besitzen, der sich historisch vertieft als eine politische Einheit zu erkennen gibt. Die militärische und außenpolitische Uneinigkeit und Konzeptionslosigkeit der Europäer ist ihnen während der angelsächsischen Vorbereitungen zum Irakkrieg besonders deutlich geworden. Ein uneiniges Europa behindert allerdings den Weg zu Emanzipation und Selbständigkeit, das Ziel sämtlicher Bemühungen um Europäische Einigkeit und Eintracht.

Die Verständigung zwischen Paris, Berlin und Moskau war zuerst einmal ungewohnt für viele Europäer. Außerdem bewirkt sie unweigerlich die Sorge, unter die Hegemonie der drei großen Mächte innerhalb Europas zu geraten. Dieser Verdacht ist, ungeachtet einige Taktlosigkeiten Chiracs, nicht unbegründet. Denn es ist, bei dem Mangel an europäischer Koordination, unvermeidlich, daß die wichtigsten Staaten Europas sich verabreden und zusammenwirken. Entsprechend ihrer Bedeutung innerhalb Europas wird ihr Beispiel die anderen nach und nach beeinflussen. Im Deutschen Bund des 19. Jahrhunderts, einer Konstruktion nicht unähnlich der EU, blieb den anderen deutschen Staaten wenig anderes übrig, als sich in die Ratschläge Preußens und Österreichs zu fügen, sobald beide einig waren.

Deutschland und Frankreich sind der Kern Europas. Widerwillg wird das von den übrigen Europäern anerkannt. Ein Kerneuropa ist seit Otto Hintze in der verfassungs - und sozialgeschichtlichen Diskussion ein geläufiger Begriff. In dem Raum, den das fränkische Reich der Karolinger umfaßte, machten sich über mehr als ein Jahrtausend bis heute immer wieder die verändernden, die dynamischen Kräfte bemerkbar. Eine enge Übereinstimmung zwischen Paris und Berlin entwickelt wie eh und je eine Sogkraft, der sich allmählich auch die Widerstrebenden nicht werden entziehen können. Es gilt alle Absichten, die einmal mit dem Elysée-Vertrag verknüpft waren, zu revitalisieren, tatsächlich eine deutsch-französische Einigkeit herzustellen, die gar keiner umständlich organisierten Einheit bedarf. Einmütigkeit genügt, um zumindest den Kern Europas zu einer selbständigen Kraft auszubilden. Rußland von Randeuropa her, kann diese Entwicklung am nachhaltigsten unterstützen. Rußland sucht den Wiederanschluß an Europa, die „Eingemeindung“ in unterbrochene Zusammenhänge. Es bedarf bei den ungewißen Ehrgeiz der Völker und Mächte im asiatischen Raum unbedingt freundlicher Beziehungen zu Europa. Zusammen mit Europa kann die wichtigste Atommmacht nach den USA wieder ihrer Funktion als Weltmacht gerecht werden, gerade zum Vorteil Europas bei Konflikten im eurasischen Raum oder bei der Bemühung, sie erst gar nicht aufkommen zu lassen.

Michael Mitterauer: *Warum Europa? Mittelalterliche Grundlagen eines Sonderweges,* München 2003

Rußland ist der natürliche Verbündete. Übrigens vermag der russische Einfluß unter Umständen etwaige Unausgewogenheiten zwischen Frankreich und Deutschland auszubalancieren. Denn Frankreich sieht selbstverständlich in solchen Wechselbeziehungen die Chance, französische Eigenwilligkeiten zur Geltung zu bringen, nicht zuletzt um deutsche Gemütsergötzlichkeiten wirkungslos zu machen. Den unpraktischen Deutschen könnten wiederum Franzosen und Russen den Zugang zur Realität ebnen. Alle drei zusammen können Europa aus seiner Bequemlichkeit befreien, zu räsonnieren, die Moraltrompeten zu blasen und ansonsten Geschäfte zu machen.

Berlin, Paris, Moskau weist hinüber in die Zukunft und gibt Europa in ihr ein besonderes Gewicht. Die künftigen Entscheidungen fallen in Eurasien. Kluge amerikanische Imperialisten wie Zbigniew Brzezinski sehen die Schwierigkeiten für die USA, eine raumfremde Macht in Eurasien. Nur wenn es ihnen gelingt, in Eurasien Brückenköpfe oder Protektorate zu behalten oder neue zu bilden, können die USA die einzige Weltmacht bleiben. Seine äußerste Sorge ist, daß die USA auf ihre „glückliche Insel“ zurückgeworfen und aus der Ferne zum Beobachter des Geschehens am Rande von ROW werden. Der „Kampf gegen den Terror“ ist der dramatische Vorwand, um die USA in Eurasien in Stellung zu bringen. Brzezinski vermag sich alle möglichen Konstellationen in der Zukunft vorzustellen, eine Annäherung, ja dauerhafte Verbindung von Franzosen, Deutschen und Russen gehört nicht dazu. Ein Kontinentalblock in Eurasien versetzt als bloße Idee US-Amerikaner in Schrecken wie früher die Briten. Verständlicherweise. Verbündet sich Europa mit Rußland, geht nicht nur das Protektorat Europa verloren. Dann werden auch die Japaner sich endlich aus der Vormundschaft der USA lösen. Dann wird die Welt, was Kennan ehedem hoffte, ein Pluriversum stets neu auszugleichender Rivalitäten.

Zbigniew Brzezinski: *Die einzige Weltmacht. Amerikas Strategie deer Vorherrschaft,* Frankfurt a M. 1999

In diesem Pluriversum werden die USA nur eine Stimme neben anderen führen. In dieser neuen, in der Entstehung begriffenen Welt wird sich herausstellen, daß auch die USA den Kalten Krieg nicht gewonnen haben. Nicht nur die inneren Spannungen und Überspannungen, die hypertrophe Rüstung und die wirtschaftlichen Schwierigkeiten weisen auf ein Amerika jenseits von Hegemonie oder Vorherrschaft. Die eine Welt, zu der sich die gesamte Welt als vergrößerte USA zusammenschließen sollten, bleibt eine Fiktion wie die Hoffnung auf die sowjetische Weltgemeinschaft. Die Europäer zögern noch. Aber eines ist gewiß: in der Abhängigkeit von den USA wollen die Europäer nicht mehr bleiben. Ihr Verhältnis zu den USA bedarf anderer Deutungen und Anknüfungspunkte als der gewohnten. Das wird einige Zeit in Anspruch nehmen, vor allem um Kerneuropa als Handlungsgruppe zu schaffen. Aber zwischen den USA und Europa hat der Irakkrieg eine Wende eingeleitet. Die Beziehungen werden sich auf jeden Fall verändern. Es ist Aufgabe der Europäer, den Wandel zum Vorteil ihrer Handlungsfreiheit und Souveränität zu nutzen.

Emmanuel Todd: *Weltmacht USA. Ein Nachruf,* München 2003

Delikatesse gegenüber dem Hegemon

von Karlheinz Weißmann

Seit einiger Zeit strahlt das ZDF an späteren Abenden das „Philosophische Quartett“ aus. Die Sendung vom 30. März widmete sich dem Thema „Weltherrschaft“. Man kann von dem „Format“ halten, was man will – weder Rüdiger Safranski noch Peter Sloterdijk sind als Moderatoren geeignet, letzterer trägt seinen Ruf als Meisterdenker sicher zu Unrecht –, dieser Ausgabe war eine gewisse symptomatische Bedeutung unbestreitbar. Den geladenen Gästen, Egon Bahr und Horst Teltschik, wurden insgesamt drei Thesen vorgestellt, die mit der aktuellen Diskussion über einen Perspektivwechsel deutscher Außenpolitik eng zusammenhingen:

> (1) „Das Verhältnis Westeuropas, insbesondere Westdeutschlands, zur USA war das eines Protektorats zu seiner Schutzmacht, und das war gut so.
> (2) Das ändert sich ... Europa muß sich darauf vorbereiten, sicherheitspolitisch, vielleicht auch geopolitisch, eigene Wege zu gehen.
> (3) Die Supermacht USA ist weniger stark als es den Anschein hat. Der riesige eurasische Komplex läßt sich auf Dauer von der amerikanischen Strategie nicht kontrollieren.“

Ohne Zweifel wären fundierte Stellungnahmen zu diesen Thesen wichtig gewesen, aber dazu hätte es in der Runde eines höheren Maßes an Kompetenz und an Bereitschaft zur Kontroverse bedurft. Die Beteiligten stimmten aber in allen Grundpositionen überein: Die Politik der Vereinigten Staaten gegenüber dem Irak sei verfehlt und von politischem Egoismus bestimmt; die UNO müsse gestärkt werden, um vergleichbare militärische Alleingänge zu verhindern; Europa sollte unter der Führung von Frankreich und Deutschland ein Gegengewicht zu den USA bilden.

Obwohl man den Epochenwechsel beschwor, prägte die ganze Diskussion bundesrepublikanischer Unernst: altes Denken, kaum geeignet, Fragen der staatlichen Souveränität und der Entscheidung über Krieg und Frieden zu klären, gipfelnd in Safranskis kokettem Hinweis, daß man

dem Machtstandpunkt Washingtons den Rechtsstandpunkt vorziehe, weil man etwas „dekadent" sei. Auch die Sympathie der Beteiligten für den Ausbau der „Achse" Paris – Berlin – Moskau blieb ganz ungefähr. Immerhin bezog man sich auf – gleichwohl als heikel betrachtete – Konstanten der „Geopolitik".

Die Geopolitik hat in den letzten Jahren eine Renaissance erlebt wie kein anderes der in der Nachkriegszeit tabuierten Deutungsmuster von Geschichte und Politik. Die Annahme, daß die Lage eines Staates im Raum dessen Schicksal ganz wesentlich bestimme, gehörte in Deutschland nach 1945 zu den sukzessive verdrängten Postulaten. Die Ursache dafür lag nur zum Teil im Mißbrauch geopolitischer Theorien durch das NS-Regime, eine wichtigere Rolle spielte, daß jede geopolitisch orientierte Betrachtung der deutschen Vergangenheit und der deutschen Gegenwart zu heterodoxen Ansichten führen mußte: die Mittellage ließ bestimmte Tendenzen der deutschen Außenpolitik seit der Reichsgründung als fast naturgegeben erscheinen und reduzierte die Plausibilität der Sonderwegtheorie, die Stellung des geteilten Restgebietes zwischen den Lagern des Kalten Krieges machte unwahrscheinlich, daß die Lösung der nationalen Kernfrage in Richtung auf eine Blockbindung zu finden sein würde.

Trotz einer gewissen Rehabilitierung der Geopolitik in den frühen achtziger Jahren – angestoßen durch die linke *Hérodote*-Schule in Frankreich –, blieb die Zurückweisung in der Bundesrepublik bestehen. Das war besonders deutlich erkennbar an der heftigen und erfolgreichen Polemik gegen das „geopolitische Tamtam" (Jürgen Habermas) im sogenannten Historikerstreit.

Zuletzt hat das die Wiederkehr der Geopolitik aber nicht verhindern können. Interessanter Weise werden ihre Kategorien jetzt aber nicht zur Interpretation der Vergangenheit genutzt, sondern zur Deutung der Gegenwart und zur Prognose zukünftiger Entwicklungen. Immer unbekümmerter orientiert man sich an der sowieso ganz ungebrochenen angelsächsischen Tradition auf diesem Gebiet. Zu deren Paradigmen gehört seit ziemlich genau einhundert Jahren die These von der Bedeutung des *geographical pivot of History*, des geographischen „Angelpunkts" der Geschichte, der zuerst von dem britischen Geographen John Halford Mackinder entdeckt wurde.

John Halford Mackinder: *Der geographische Drehpunkt der Geschichte [1904]*, in: Josef Matznetter (Hrsg.): *Politische Geographie*, Wege der Forschung, Bd 331, Darmstadt 1977, S. 54-77

Mackinder glaubte, daß die entscheidenden geopolitischen Prozesse bestimmt seien von der Teilung des Planeten in eine „Weltinsel" aus Europa, Asien und Afrika, in deren Mitte das „Herzland" (zwischen Wolga, Ostsibirien, Eismeer und Himalaja) liege, umgeben von einem inneren Kranz kontinentaler Gebiete (Osteuropa, Naher Osten, Südasien) und einem äußeren, der aus Inseln bestehe (England, die beiden Amerika, Australien und Japan). Seiner Meinung nach mußte die Beherrschung Eurasiens – also des „Herzlands" – zwangsläufig die Unterwerfung der „Weltinsel" zur Folge haben.

Wenn man einmal von den Implikationen dieser Theorie für die britische Politik der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg absieht, bleibt bemerkenswert, daß sich die ganze Geschichte der amerikanisch-sowjetischen Konfrontation *auch* als eine Auseinandersetzung um die Kontrolle des *heartland* lesen läßt. Allerdings blieb das „herzland-über-alles" (Stephen B. Jones) nicht unwidersprochen. Vor allem die „Pluralisten" unter den Geopolitikern in den USA wiesen darauf hin, daß sich die Menge der Konflikte in Vergangenheit und Gegenwart unmöglich auf die Auseinandersetzung zwischen Herzland und Peripherie reduzieren lasse. Dieser Einwand hatte und hat insofern seine Berechtigung, als die eurasische Einheit immer etwas Phantomhaftes gewesen ist. Die dauerhafte Organisation dieses gigantischen Raumes gelang bisher nie, – und dürfte auch für die Zukunft unwahrscheinlich sein.

Geoffrey Parker: *Western geopolitical thought in twentieth century*, London und Sydney 1985

Entsprechende oder verwandte politische Pläne, soweit sie nicht einfach auf die zunehmende Ausdehnung Rußlands Bezug nahmen, das seit dem 16. Jahrhundert Sibirien unterworfen hatte und dann bis 1945 sukzessive nach Westen und Süden vordrang, scheiterten regelmäßig daran, daß sich die beiden denkbaren Vormächte des Herzlandes – Deutschland und Rußland – zu einer Zusammenarbeit außerstande zeigten: Entweder weil sie das Projekt durch dauernde Unterwerfung des jeweils anderen verwirklichen wollten (Hitlers „blockadefreier Großraum", Stalins Aspirationen bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs, vielleicht bis zum Schei-

tern der „Noten" vom Frühjahr 1952) oder von einer ideologischen Anpassung ausgingen, die wenigstens von den Deutschen niemals mitgetragen worden wäre (alle Nationalbolschewismen, auch diejenigen aktueller, russischer Provenienz).

Mit den neueren Vorstellungen von einer „Achse" Paris-Berlin-Moskau steht es nicht besser. Schon bei oberflächlicher Betrachtung ergibt sich die Frage, von welcher Substanz eine dauerhafte Kooperation zehren sollte. Ein „eurasischer Block" unter Teilnahme des politisch und wirtschaftlich labilen russischen Staates kann unmöglich als sinnvoll betrachtet werden. Dessen Stabilisierung ließe die Russen wie von selbst in die Position des „Reichsvolkes" wachsen, was Frankreich seinerseits kaum hinnehmen würde.

Mit diesem Vorbehalt ist selbstverständlich nichts gegen einen deutsch-russischen Ausgleich gesagt, der von Bismarck ebenso wie von Rathenau oder Stresemann betrieben wurde auf Grund der Einsicht in eine andere geopolitische Konstellation als die des Herzlandes: die der Mittellage, die es für das Reich nötig machte, einen Ausgleich nach Westen und nach Osten zu suchen. Infolge der vorübergehenden Aufhebung der zentralen Stellung in der Nachkriegszeit ist deren Bedeutung nach der Wiedervereinigung nur sehr begrenzt in das Bewußtsein zurückgekehrt. Zwar gab es schon Ende der achtziger Jahre Mutmaßungen über die Entstehung einer neuen deutschen Großmacht in „Mitteleuropa" – prominente Verfechter dieser These waren Henry Kissinger und Alain Minc –, aber keine entsprechende Handlungsbereitschaft deutscher Regierungen.

Nimmt man einen rationalen Grund für diese Zurückhaltung an, dann müßte man den in der Erinnerung an das zweifache Scheitern des Versuchs selbständiger deutscher Machtpolitik suchen. Allerdings ist zu bedenken, daß zumindest der erste Fehlschlag zu den großen Tragödien – oder, wenn diese Kategorie denn im Hinblick auf historische Zusammenhänge Sinn hätte: Ungerechtigkeiten – der modernen Geschichte gehört. Wenig wäre dem Kontinent so bekömmlich gewesen wie ein deutscher Sieg im Jahr 1916, oder, um eine entsprechende Spekulation des britischen Historikers Niall Ferguson zu zitieren: „Belgien beiseite gelassen, war das westeuropäische Hauptziel des Krieges, so wie es in Bethmann-Hollwegs Septemberprogramm stand, einen zentraleuropäischen Wirtschaftsbund zu schaffen ... Es mag deutsche Empfindlichkeiten treffen, dieses Projekt für Mitteleuropa mit der EU, wie wir sie heute kennen, zu vergleichen, aber eine durch einen militärischen Sieg geschaffene Zollunion unter deutscher Führung unterscheidet sich nicht so sehr von einer Zollunion unter deutscher Führung, die durch eine militärische Niederlage geschaffen wurde ... Es ist wahr, daß es auch so eine russische Revolution gegeben hätte, aber 1916 hatten die Bolschewiken geringere Erfolgsaussichten als ein Jahr später. Wahr ist auch, daß es in den 1920er Jahren in Italien vielleicht den Faschismus gegeben hätte, aber mehr Nachahmer hätte es im besiegten Frankreich gegeben, nicht im siegreichen Deutschland. Mit einem triumphierenden Kaiser hätte Adolf Hitler sein Dasein als mittelmäßiger Postkartenmaler in einem von Deutschland dominierten Mitteleuropa gefristet, in dem er wenig vorgefunden hätte, über das er sich hätte beschweren können. ... Aus allen diesen Gründen ist der Erste Weltkrieg schlimmer als eine Tragödie, die, wie uns das Theater lehrt, unvermeidlich ist. Dieser falsche Krieg war nichts weniger als der größte Irrtum der modernen Geschichte."

Niall Ferguson: *Der falsche Krieg. Der Erste Weltkrieg und das 20. Jahrhundert*, Stuttgart 1999

Es ist allerdings unwahrscheinlich, daß ein Scheitern Deutschlands als gegebener Führungsmacht Zentraleuropas heute noch der tiefere Grund für die Zurückweisung einer neuen Rolle in diesem Raum ist. Ausschlaggebend wirkt die Entwöhnung seiner politischen Führung von jeder selbständigen Orientierung über vier Jahrzehnte hinweg. Die „Westbindung" schien auch für das neue Deutschland alle außenpolitischen Konzeptionen überflüssig zu machen. Man hatte den „langen Weg nach Westen" (Heinrich August Winkler) vollendet, und der Westen war zum „nationalen Mythos" (Philipp Gassert) der Berliner Republik geworden. Um so überraschender, daß viele Protagonisten der Westbindung unter dem frischen Eindruck des Irakkrieges ihre Auffassungen revidiert haben, und neuerdings äußern, es gelte, „Abschied vom `Westen´" (Wolf Lepenies) zu nehmen.

Dieser Ansicht nach haben die USA die Ideen von 1945 verraten, weshalb es gelte, dieselben in Schutz zu nehmen und ihnen im alten Eu-



Europa á la française – Jaques-Lois de la Hamayade de Saint-Ange: Europe, Gemälde 1811

ropa eine neue Heimstatt zu geben. Soweit hier über Europa nicht nur schwadroniert wird, hat man sich darunter das „karolingische" vorzustellen, also das von Deutschland, Frankreich und dem Zwischenraum bestimmte Gebiet. Bei der für Ende April kurzfristig anberaumten Konferenz zur Stärkung der militärischen Zusammenarbeit in Europa kamen bezeichnenderweise Regierungsvertreter aus Berlin, Paris, Brüssel und Luxemburg zusammen.

Selbst wenn man davon absieht, daß alle bisherigen Vorstellungen von einem „Kerneuropa" regelmäßig auf den Widerstand der Peripherie stießen, sollte deutlich sein, daß es in dieser Gestalt nur unter der Führung Frankreichs existieren könnte. Das hängt nicht nur mit dessen faktischem Gewicht zusammen, sondern auch damit, daß Paris niemals eine Europapolitik fördern würde, die den eigenen Vorrang in Frage stellen könnte. Auch und gerade in einem solchen Europa wäre wenig von einer gestärkten Handlungsfreiheit Deutschlands zu sprechen. Wer also in Folge der Abwendung von den USA so etwas wie einen Souveränitätsgewinn erwartet, müßte sich schon durch das Verhalten von Paris in der Krise eines Besseren belehrt sehen.

Die Problematik eines Konzepts, das den Primat Washingtons durch denjenigen von Paris ersetzen will, liegt nicht zuletzt darin begründet, daß die Macht der Vereinigten Staaten eine unbestreitbare Tatsache ist, während doch sehr zweifelhaft bleibt, worauf eigentlich der Anspruch Frankreichs gründen soll, – legt man den Maßstab tatsächlicher militärischer Macht an und sieht von seiner traditionellen Eitelkeit ab. Mancher wird diese relative Schwäche vielleicht sogar für einen Vorzug halten, aber doch nur unter der Bedingung, daß sich Deutschland zu einer Stärkung seiner Position entschließen würde. Davon ist es aber sehr weit entfernt. Dem Vorprellen von Außenminister Fischer, der eine Bereitschaft zu neuen Anstrengungen im Blick auf die europäische Rüstung signalisierte, wurde sehr rasch und ausgerechnet vom Verteidigungsminister widersprochen.

Vor allem aber ist zu bezweifeln, daß die Deutschen seelisch auf eine solche Kursänderung vorbereitet sind. Ohne Zweifel war die Friedensbewegung ein europäisches, wenn nicht globales Phänomen, aber nirgends hatte sie einen so deutlich unpolitischen Zug wie in Deutschland. Man gebe sich keinen Illusionen hin: Vor allem die Jungen, die auf die Straße gingen, haben nichts anderes getan, als sich wohlerzogen zu zeigen und die Lektionen zu beherzigen, die ihnen die Generation der Väter, der Lehrer und der heimlichen Erzieher mit auf den Weg gegeben hat; man kann das Ganze auch wie ein amerikanischer Beobachter darauf zurückführen, daß die Reeducation „... zu weit gegangen" (Mark Lilla) ist.

Mark Lilla: *Ist die „Umerziehung" zu weit gegangen? Amerikas Ideale und das deutsche Selbstverständnis*, in: Neue Zürcher Zeitung vom 5. April 2003

Der Verfasser bekennt, daß er auf kurze und auch auf mittlere Sicht keine Alternative zur Anlehnung Deutschlands an die USA sieht. Er hat schon bei anderer Gelegenheit dafür plädiert, sich dem sanften Hegemon unterzuordnen. Man mag das wenig bunt und für das Gemüt unbefriedigend finden, aber jeder Versuch, *deutsche* Politik zu treiben, hat sich von Einsicht in die Gegebenheiten leiten zu lassen. Und die verlangt vor allem die Anerkennung der amerikanischen Hegemonie und die notwendige „Delikatesse" (Heinrich Triepel), mit der der Hegemon behandelt werden will. Da wir eben weder Protektorat noch Kolonie sind, sondern Bündner minderen Ranges, haben wir uns entsprechend aufzuführen.

Der in den beiden letzten Jahren immer wieder bemühte Vergleich der USA mit Rom hat etwas Angestrengtes. Tatsächlich war die Politik der Vereinigten Staaten nur selten im genaueren Sinne „imperialistisch". Man kann die Landnahme im Westen kaum entsprechend deuten, das gewaltsame Ausgreifen auf die „weißen" Nachbarn war anfangs wenig erfolgreich (gescheiterter Feldzug gegen Kanada 1812), dann führte er zur vollständigen Integration in den Kernstaat (Annexion von Florida, Texas und Neu-Mexiko), Kolonien im klassischen Sinne gab es kaum und nur vorübergehend (Philippinen). Sehr richtig wurde gegen den Rom-Vergleich schon frühzeitig das ökonomische Moment angeführt und deshalb eine Analogie zu Karthago behauptet. Aber auch diese Parallele führt in die Irre: damit wird die demokratische Binnenstruktur ebenso übersehen wie das wesentlich Informelle der Herrschaft, die die USA ausüben.

Deshalb sollte man den Begriff „Hegemonie" im präzisen Sinn verwenden: als Herrschaft durch Führung, bei der die Gefolgschaft nicht oder nicht nur gezwungenermaßen geleistet wird, sondern auf Anerkennung der Überlegenheit beruht. Der Völkerrechtler Heinrich Triepel, der diesen Zusammenhang sehr sorgfältig untersucht hat, kam zu dem Schluß, daß es ein aufsteigendes System der Führung gebe, von derjenigen, die der einzelne ausübe, bis hin zu derjenigen, die ein Staat gegenüber einer Mehrzahl anderer praktiziere.

Heinrich Triepel: *Die Hegemonie. Ein Buch von führenden Staaten*, Stuttgart 1938

Das klassische Beispiel für den Aufbau einer Hegemonie dieser Art war das Athen des Perikles. Nach dem Sieg im Zweiten Persischen Krieg hatte Athen seine Vormacht ausgebaut und den anderen Poleis ein Bündnis angeboten. Deren Pflicht bestand darin, für die Bundesflotte Schiffe



Symbol athenischer Macht nach dem Sieg über die Perser – Nike Tempel, Fernaufnahme von Südosten



Schauformation einer US-Flugzeugträgereinheit

oder Geld zu stellen. Im „Attischen Bund“ hatte Athen von Anfang an entscheidendes Gewicht, und bezeichnenderweise wissen wir fast gar nichts über die Funktion der Bundesversammlung. Sein Aufstieg zum Hegemon wurde allerdings bewirkt durch die Neigung der Bündner, sich von den militärischen Pflichten loszukaufen und dann durch das gewachsene Selbstbewußtsein der athenischen Bürgerschaft, die zuerst das Ausscheiden aus dem Bund und dann den Besitz von Kriegsschiffen verbot, um schließlich noch die Bundeskasse unter athenische Kontrolle zu bringen und die enthaltenen Gelder nach Gutdünken zu verwenden.

Ihren Höhepunkt erreichte diese Entwicklung unter Perikles, allerdings konnte die sich bereits andeutende Verwandlung des „Bundes“ (*symmachie*) in ein „Reich“ (*arche*) wegen der Niederlage Athens im Peloponnesischen Krieg nicht mehr vollendet werden. Es ist hier nicht der Ort, zu diskutieren, ob Athen dauerhaft in der Lage gewesen wäre, seine Stellung zu halten, wichtiger erscheint die in diesem, anders als im römischen Fall, tatsächlich vorhandene Ähnlichkeit mit den USA: die egalitäre Tendenz im Inneren, das ungebrochene kollektive Überlegenheitsgefühl, die daraus resultierende Neigung zu einsamen Entscheidungen und dazu, das eigene Gesellschaftsmodell zu exportieren, die besonderen Bedingungen einer Thalassokratie und die damit einhergehende Nötigung zu informeller Herrschaft.

Man muß den Stil amerikanischer Außenpolitik nicht schätzen und kein Anhänger kultureller „Amerikanisierung“ sein, um angesichts der Lage zu einem eindeutigen Ergebnis zu kommen: Jede Abwendung von den USA führt Deutschland in andere, in der Konsequenz weniger wünschenswerte Abhängigkeiten. Die Vorstellung, daß die gemeinsame Aversion des alten Kontinents gegenüber dem Irak-Krieg eine „europäische Identität“ erzeugt habe, bestimmt durch einen „politisch-ethische[n] Wille[n], der sich in der Hermeneutik von Selbstverständigungsprozessen zur Geltung bringt“ (Jacques Derrida, Jürgen Habermas), streift die Grenze zur Albernheit. Europa ist keine politische Wirklichkeit und von einer „Machtergreifung“ (Emanuel Todd) unendlich weit entfernt.

Daraus im Umkehrschluß zu folgern, man müsse sich den Vorgaben der amerikanischen Strategie blindlings unterwerfen, wäre aber gleichfalls verfehlt. Am Ende der erwähnten Sendung präsentierte Sloterdijk den Zuschauern noch eine Leseempfehlung: das Buch *Macht und Ohnmacht* des Amerikaners Robert Kagan. Was ihn nachhaltig an dieser Lektüre irritiert habe, so Sloterdijk, war das unverhohlene Bekenntnis des Autors zu einer harten, allein nationalen Interessen verpflichteten Politik der Vereinigten Staaten. Sloterdijk referierte Kagans Position selbstverständlich mit der Absicht der „Entlarvung“, und er durfte auf Beifall rechnen. Aber was soll damit gewonnen sein? Die Enthüllung der Tatsache, daß es in den USA eine lange Tradition machiavellistischen Denkens gibt, – das wäre immerhin etwas. Die Enthüllung, daß das normative Selbstverständnis der Vereinigten Staaten als Vormacht der freien Welt keine Abbildung der Wirklichkeit ist, vielleicht verbunden mit der Intention, sie zu ihrer wahren Identität zurückzuführen oder diese Funktion in einer Art von Rollentausch zu übernehmen, - das wäre gar nichts.

Robert Kagan: *Macht und Ohnmacht. Amerika und Europa in der neuen Weltordnung*, Berlin 2003

Die europäische Philosophie und die Zukunft Europas

von Ernst Nolte

Den folgenden Vortrag hielt Ernst Nolte am 6. Mai 2003 auf Einladung des Senatspräsidenten Prof. Marcello Pera in der Reihe der Lezioni magistrali *im Palazzo Giustiniani, zwar nicht „vor dem Senat" der italienischen Republik, aber in Anwesenheit zahlreicher Senatoren und Abgeordneter. Damit soll der deutschen Öffentlichkeit Gelegenheit gegeben werden, sich über einen Text ein Urteil zu bilden, von dem immer nur der Schlußteil zitiert wurde, welcher Aussagen über die Bedeutung des Staates Israel für die Zukunft Europas enthält. Schon der erste Zuhörer, der sich zu Wort meldete, der Abgeordnete Giorgio La Malfa, sprach sehr empört von „Provokation" und „Skandal", und in den nächsten Tagen waren die Feuilletons und Leserbriefspalten eines großen Teils der Presse von dem „scandalo in Senato" erfüllt. Die schärfte Kritik stammte von dem israelischen Botschafter in Rom, Ehud Gol, der Nolte der Ignoranz und des Antisemitismus bezichtigte, denn jede Person, die dem israelischen Volk das Recht bestreite, einen eigenen unabhängigen Staat zu besitzen, sei von haßerfülltem Antisemitismus geleitet. Zu diesen Angriffen drängen sich eine Reihe von Fragen auf, die aber an dieser Stelle nicht vorformuliert werden sollen.*

Der Name „Europa" stammt, wie allgemein bekannt ist, aus der griechischen Mythologie, aber in der Weltliteratur ist von „Europa" betontermaßen erst seit der Zeit die Rede, als der ältere Begriff der „Christenheit" zurücktrat oder sogar verschwand. Um die gleiche Zeit, in der Epoche der „Aufklärung" und ansatzweise in deren Vorstadien, erhält der Begriff der „Zukunft" ein eigenständiges Gewicht, denn in der christlichen Geschichtstheologie war die eigentliche Zukunft „das jüngste Gericht" und damit das Ende der Geschichte; einzelne und konkrete Phasen der Zukunft waren ohne Interesse.

Gleichwohl läßt sich von der „europäischen Philosophie" nur reden, wenn in knappem Umriß auch vom Denken und von der Religion der

„Antike“ gesprochen wird, also von jenen „Wurzeln“, ohne welche Europa nicht „Europa“ wäre. Dabei wird im folgenden unter „Philosophie“ nicht Ontologie, Metaphysik oder Erkenntnistheorie verstanden, sondern Geschichtsdenken und Geschichtsphilosophie.

Ernst Nolte: *Geschichtsdenken im 20. Jahrhundert. Von Max Weber bis Hans Jonas*, Berlin und Frankfurt a. M. 1991

In dem ganzen ungeheuren Werk des Aristoteles fehlt jeder Hinweis, daß zukünftige Schritte hin zu größeren Einheiten unter den Menschen möglich, wünschenswert oder gar notwendig seien. Unter politischen Gesichtspunkten bleibt Aristoteles ein Denker der „Polis“, und die Polis, der unabhängige griechische Stadtstaat, ist für ihn nicht ein bloßes Zwischenspiel, obwohl er die Zeit Alexanders des Großen noch erlebte, der sein Schüler war. Ähnliches läßt sich unter leichter Abwandlung von Platon sagen. Für Empedokles gab es zwar Epochen, von denen ihm eine als die Epoche der großen Harmonie galt, aber es handelte sich um kosmische Perioden und nicht um Abschnitte der menschlichen Geschichte. Nicht in der griechischen Philosophie, sondern in der griechischen Dichtung lassen sich jene Fundamentalbestimmungen der Geschichte finden, die bis heute gebräuchlich sind: die Konzeptionen der Geschichte als Aufstieg und als Niedergang. Die Geschichte als Prozeß der Formierung und der Lichtung, wie sie in der *Theogonie* verstanden wird, ist indessen ebenfalls ein kosmischer Vorgang, und nur die absteigende Folge der Zeitalter, vom „goldenen“ der ersten Menschen über das „silberne“ und das „erzene“ hin zum „eisernen“ der Gegenwart, handelt von der menschlichen Geschichte, von deren harmonischen Anfängen, von der traurigen, hoffnungslosen Gegenwart und von der noch schlimmeren Zukunft, in der die letzten Götter die Erde verlassen haben werden und nirgends eine „Abwehr des Unheils“ zu finden sein wird. Aber die Lehre von der konfliktlosen, harmonischen Urzeit und von der Geschichte als fortschreitendem Niedergang ist nicht eigentlich „europäisch“ oder auch nur „griechisch“; sie ist ebenfalls in Aussagen Buddhas zu entdecken, und sie findet ihre folgenreichste Abwandlung in der Lehre des Polybios vom Kreislauf der Verfassungen, einem ewigen „Auf und ab“.

Nur an einer einzigen Stelle der vorchristlichen Zeit standen Geschichte und Zukunft im Mittelpunkt des Denkens und Empfindens, nämlich im alten Israel, wo die außerordentlich gefährdete Position eines kleinen Volkes auf der Landbrücke zwischen den Weltreichen bei den Propheten aus der sehnsuchtsvollen Erinnerung an eine bessere Vergangenheit die „messianische“ Hoffnung auf eine Zukunft nährte, in der die belohnenden und strafenden Taten Jahwes als des Gottes seines „auserwählten Volkes“ zu dem Endzustand einer Menschheit geführt haben würden, wo die Schwerter zu Sicheln umgeschmiedet sein würden und die Vertreter aller Völker sich in Jerusalem zur Verehrung Jahwes eingefunden hätten. Dieser partielle Universalismus wurde vom Christentum zu einem vollständigen, an kein einzelnes Volk gebundenen Universalismus fortgebildet, in dem die christliche Kirche – nicht ohne schwere Auseinandersetzungen zwischen der älteren und der jüngeren Religion – an die Stelle des alten Israel trat.

Bei allen Unterschieden im einzelnen ist das gesamte christliche Geschichtsdenken von Augustinus über Dante, Otto von Freising, Joachim von Floris bis hin zu Bossuet von der Vorstellung eines Prozesses bestimmt, der von der Erschaffung der ersten Menschen durch die langen Perioden des Heidentums und der Kämpfe der Kirche um eine Verchristlichung der Welt hindurch bis zum Endgericht Gottes führt, das für einen Teil der Menschen die ewige Verdammung und für den anderen Teil das ewige Leben in der Anschauung Gottes bedeutet. Das eigentliche und von Gott geleitete Subjekt der Weltgeschichte ist also „die Christenheit“ und die potentiell christliche Menschheit; von einem speziellen Geschick „Europas“ ist nirgendwo die Rede, und die historische Realität macht sich nur insofern bemerkbar, als es eine orientalische – bis 1453 überwiegend byzantinische – und eine okzidentale Christenheit gibt, der indessen ein unbestreitbarer Vorrang zuerkannt wird, da sie in Kontinuität zum Römischen Imperium steht, das etwa für Dante die „pienezza dei tempi“ darstellte, während deren die Menschheit unter der „perfetta monarchia del Divo Augusto“ glücklich in der „tranquillita di una pace universale“ lebte, soweit es um die „cose temporali“ ging.

Hanno Kesting: *Geschichtsphilosophie und Weltbürgerkrieg*, Heidelberg 1959

Es war ein Symptom des Endes eines mehr als tausendjährigen Zeitalters, als Philosophen, die sich selbst überwiegend als „Europäer“ verstanden, diesen „zeitlichen Dingen“ ein größeres Gewicht zumaßen als

den „ewigen“ und als schließlich nicht mehr, wie für Descartes, Bacon und Galilei, die Natur und deren Erkenntnis im Mittelpunkt des Interesses standen, sondern „die Menschheit“ und deren Geschichte. Diese Geschichte mußte zu einer „bisherigen“ und kritisierbaren werden, da sie nicht mehr unter der unmittelbaren Leitung Gottes stand. Für Voltaire war die bisherige Geschichte und insbesondere diejenige Europas ein „ramas de crimes“, und eine riesige Blutspur zieht sich vom alten Israel bis zu dem „Wüten des Papsttums“, das aus Europa für zwei Jahrhunderte ein Meer von Blut machte. Aber diese Einsicht begründet zugleich die weit ausgreifende Hoffnung, daß im beginnenden Zeitalter „der Philosophie“, das heißt der Aufklärung, nach der Auffassung schon Turgots die Sitten „immer milder“ werden und die Vereinigung der isolierten Nationen durch Handel und Politik ständig weiter voranschreitet.

Am schroffsten tritt im 18. Jahrhundert die Kritik, und nicht zuletzt die Kritik an „Europa“ im Werk von Condorcet hervor, der als Girondist zum Vorkämpfer und dann zum Opfer der Französischen Revolution wurde, aber in erster Linie ein Geschichtsphilosoph blieb. Als solcher handelte er in seinem Werk von 1794, der *Esquisse historique des progrès de l'esprit humain* ebenso apodiktisch von der Menschheitsgeschichte im ganzen, wie die Philosophen bis hin zu Kant von „Gott, Freiheit und Unsterblichkeit“ gehandelt hatten. Und bei ihm erhält die Zukunft einen Vorrang, den sie bis dahin nur in der Gestalt des Weltgerichts und des Weltendes gehabt hatte, einen Vorrang, der eine weitgehende Verwerfung der Vergangenheit in sich schließt : „Sie wird also kommen, die Zeit, da die Sonne hienieden nur noch auf freie Menschen scheint, Menschen, die nichts über sich anerkennen als ihre Vernunft; da es Tyrannen und Sklaven, Priester und ihre stumpfsinnigen oder heuchlerischen Werkzeuge nur noch in den Geschichtsbüchern und auf dem Theater geben wird ..., um im Gefühl des Schreckens über ihre Untaten sich in heilsamer Wachsamkeit zu erhalten und den Blick zu schärfen für die ersten Keime des Aberglaubens und der Tyrannei ...“

Joseph de Maistre: *Betrachtungen über Frankreich*, mit einem Nachwort von Günter Maschke, Wien und Leipzig 1991

Die Philosophen freilich, welche diese Zukunft der Vernunft und der Sittlichkeit vorbereiten, sind keineswegs gleichmäßig unter alle Völker verteilt, sondern an der Spitze der Menschheit stehen die „aufgeklärtesten, freiesten und vorurteilslosesten Völker“, nämlich die Franzosen sowie die Anglo-Amerikaner, also Europäer, und auf der anderen Seite scheint die schlimme Vergangenheit nicht bloß auf Despoten und Priester zurückzuführen zu sein, denn es sind „die Europäer“, die bisher die Rechte und die Unabhängigkeit der anderen Völker „mit so viel Verwegenheit“ verletzt haben. Die aufklärerische Geschichtsphilosophie Condorcets schließt also im Keim sowohl ein positives wie ein negatives Urteil über „die Europäer“ in sich.

Es mußte von vornherein im höchsten Grade wahrscheinlich sein, daß eine Gesellschaftsordnung, die mehr als tausend Jahre überdauert hatte und die man die christlich-adlig-dynastische nennen kann, Verteidiger finden und sich nicht vor den zuversichtlichen Behauptungen einer autonomen „Vernunft“ widerstandslos selbst aufgeben würde. Joseph de Maistre war weitaus weniger als Condorcet ein Opfer der Französischen Revolution, doch er suchte dieser Umwälzung den Stempel des „Satanischen“ aufzudrücken, des Aufstands gegen die Autorität Gottes und der durch Gott geheiligten Mächte der Monarchie und der Aristokratie. Die Begründung, die er gibt, ist vornehmlich gegen Rousseau gerichtet : „Der Mensch ist zu schlecht, um frei zu sein“. Und diese anthropologische Aussage verknüpft er direkt mit der Rühmung des alten Frankreich: „Was unser elendes Jahrhundert Aberglauben, Fanatismus, Intoleranz usw. nennt, war ein notwendiger Bestandteil der französischen Größe.“

Aber es handelt sich dabei nicht um eine nationalistische Äußerung, sondern de Maistres Herz hängt ganz und gar an der Einheit des christlichen Europa. Um so bedeutungsvoller ist der tiefe Pessimismus, der ihn kurz vor seinem Tode im Jahre 1821 sagen läßt „Je meurs avec l' Europe“.

Längst nicht alle Kritiker der Französischen Revolution blickten indessen so düster in die Zukunft, und längst nicht alle waren nur so kurzfristig mit der anhebenden Weltbewegung des Liberalismus verknüpft wie Joseph de Maistre. Edmund Burke etwa war ein fahrender *whig* und ein Helfer der nach Unabhängigkeit strebenden Amerikaner gewesen, und so

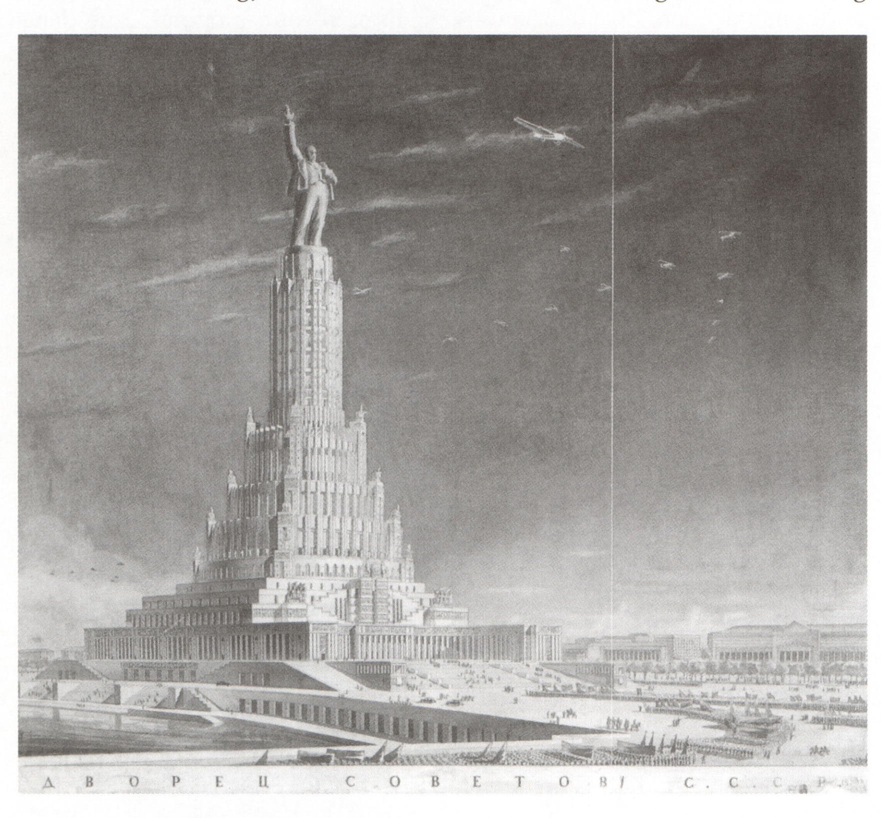
konnte er in seinen *Reflections on the Revolution in France* mit dem ganzen Gewicht einer zuvor erworbenen Autorität von der sich abzeichnenden Barbarei der Zukunft und von der „Finsternis unseres aufgeklärten Zeitalters" sprechen, während sein wichtigster Schüler in Deutschland, Friedrich Gentz, der Revolution alle diejenigen Vorwürfe zu machen imstande war, die diese gegen das *Ancien régime* gerichtet hatte: sie sei ein Despotismus und habe eine neue Inquisition ins Leben gerufen.

Edmund Burke: *Über die Französische Revolution*, zuletzt Zürich 1987

Burke stützte seine Zuversicht hinsichtlich der Zukunft auf die Festigkeit der englischen Verhältnisse, das heißt einer Verfassung, die ohne schriftliche Fixierung konstitutionell war und sich weder der Monarchie noch der Aristokratie entgegenstellte. Gentz wiederum wurde zum wichtigsten Mitarbeiter des Fürsten Metternich und damit einer der Baumeister der „Restauration", welche trotz aller Umbrüche für ein ganzes Jahrhundert einer christlich-adlig-dynastischen Gesellschaftsordnung die Fortexistenz sicherte.

Von allen Gegnern der Französischen Revolution entwickelte Thomas Robert Malthus das zukunftsvollste Konzept, indem er den Optimismus der Aufklärer durch eine ganz empirische Argumentation in Zweifel zog, nämlich durch die Herausstellung des „Bevölkerungsprinzips", das der Macht der Vermehrung in allen Lebewesen und auch im Menschen einen unbedingten Vorrang vor allen technischen Verbesserungen zuschrieb, denn im biologischen Bereich schaffe jede Verbesserung des Angebots sofort ihre eigene Nachfrage, weil jede Vermehrung der Lebensmittelproduktion ein entsprechendes Ansteigen der Geburtenzahlen zur Folge habe; daher seien die Lehren von Condorcet und anderen utopistisch und hätten keinerlei Aussicht auf Verwirklichung. Aber Condorcet selbst hatte schon den Gedanken der Geburtenverhütung ins Spiel gebracht, und wenn Malthus unter dem Heilmittel des *prudential check* die christliche Selbstbeherrschung in einer tugendhaften Gesellschaft verstand, so lag es nur allzu nahe, daß einige seiner Schüler, wie John Stuart Mill, auf eben jenes Verfahren der künstlichen Einschränkung der Geburtenzahlen verfielen, das in der Zukunft ständige Verbesserungen sichern konnte, das aber von Malthus selbst als lasterhaft verworfen wurde.

Weder für Condorcet noch für Burke oder Malthus ist der Gedanke vom „goldenen Zeitalter" vor dem Beginn der Geschichte wichtig, aber für den ganzen „Deutschen Idealismus" ist er als Vorstellung einer „Wiederherstellung auf höherer Stufe" von grundlegender Bedeutung. Für Fichte, den Anhänger der Französischen Revolution, der seine Hoffnungen hinsichtlich der Zukunft schließlich von den Franzosen auf die Deutschen übertrug, ist der Endzustand der vollständigen Versittlichung



Pläne für einen neuen Menschen und eine neue Welt – Palast der Sowjets, Entwurf, 1933

der Welt nichts anderes als der Wiedergewinn der Lebensform eines vorgeschichtlichen „Normalvolkes“, und auch die Dialektik von Hegel und Schelling ist von einer ähnlichen Voraussetzung abhängig. Es ist allgemein bekannt, daß für Hegel die christlich-germanisch-protestantische Welt jene „Versittlichung“ bedeutet, aber wenn für ihn die eigene Philosophie das „absolute Wissen“ und das „Selbstbewußtsein Gottes“ darstellt, so ergeht er sich im Blick auf die Zukunft doch in eigenartigen Andeutungen: Amerika sei das Land der Zukunft, und auch „die große slawische Nation“ stehe noch außerhalb der Geschichte; die schwierigste Aufgabe für die künftige Geschichte sei jedoch die Lösung des „Knotens“, der aus den Fortschritten des Liberalismus als des Prinzips der Atome resultiere.

Es ist leicht zu sehen, inwiefern die Lehre von Marx eine zu praktischer Aktivität auffordernde Fortführung des Deutschen Idealismus und zugleich die Übernahme eines zentralen Satzes von Saint-Simon ist :“L’ age d’ or du genre humain n’ est point derrière nous; il est au-devant, il est dans la perfection de l’ ordre social, nos pères ne l’ ont pas vu, nos enfants y arriveront un jour, c’est à nous de leur frayer la route“. So groß der Unterschied zwischen den „Proletariern“ von Marx und den „Bankiers“ von Saint-Simon ist, so sehr stimmen der angeblich utopische und der angeblich wissenschaftliche Sozialist doch in der Auffassung überein, daß „Europa“ oder „die westliche Zivilisation“ der übrigen Welt auf dem Wege zu dem neuen „goldenen Zeitalter“ beziehungsweise der zukünftigen Gesellschaft ohne Klassen und Staaten vorangehen müsse.

Eine eingehende Analyse der für Europa kennzeichnenden Gesellschaftsordnung wird aber weder von Saint-Simon noch von Marx vorgenommen, sondern sie findet sich am ehesten in den Vorlesungen der Jahre 1828-1830 über die *Histoire de la Civilisation en France* von Guillaume Guizot, wo Europa als „Liberales System“ der offenen, aber friedlichen Austragung gesellschaftlicher Konflikte und einer führenden Schicht, der Bourgeoisie, verstanden wird, die sich in diesem Prozeß selbst universalisiert und damit den Boden für eine künftige Selbstüberschreitung Europas vorbereitet.

Mit dem endgültigen Abschied von der Geschichtstheologie, der definitiven Ersetzung des Begriffs „Christenheit“ durch „Europa“ oder den „Okzident“, dem Festhalten an der Vorstellung des „goldenen Zeitalters“ unter Verwendung neuer Worte, der festen Etablierung des Begriffs „Fortschritt“, aber auch der zunehmenden Infragestellung dieser Konzeption und dem Wiederauftauchen der Konzeption des „Niedergangs“ war der Rahmen geschaffen, innerhalb dessen sich im 19. und 20. Jahrhundert die Geschichtsphilosophie mit ihren Sicherheiten und das Geschichtsdenken mit zunehmenden Zweifeln bewegten. Es wird nun möglich, „die deutsche Geschichtsphilosophie“ oder „Das Geschichtsdenken in Italien“ zum Thema zu machen. In einem kurzen Vortrag aber kann nicht mehr getan werden, als am Beispiel einiger, fast zufällig herausgegriffener Geschichtsdenker in äußerster Kürze der Frage nachzugehen, wie der Fortschrittsbegriff verändert und erweitert und wie eine Beziehung zu „Europa“ und zur „Zukunft Europas“ hergestellt wird.

Für Karl Marx und Friedrich Engels war Europa und war innerhalb Europas England die Geburtsstätte der Industriellen Revolution und der sich daraus entwickelnden Klassenkämpfe; in der Zukunft würde ein sozialistisches Europa den weniger entwickelten Teilen der Welt bei deren Modernisierung hilfreich sein. Mithin würde die unvermeidbare proletarische Revolution in Europa dem Rest der Welt den Weg zur Evolution freimachen.

Henri de Saint-Simon und Auguste Comte sahen das zukünftige Verhältnis zwischen Europa und den noch zurückgebliebenen Ländern des Erdkreises ganz ähnlich, und indem sie in der Geschichte Europas „organische“ und „kritische“ Epochen unterschieden und die kritischen Epochen, in der Gegenwart diejenige der Aufklärung, für historisch notwendig, aber auch für überholbar erklärten, zeichneten sie vom „Fortschritt“ ein Bild, das mit einem kontinuierlichen Aufstieg ebensowenig zu vereinbaren war wie die marxistische Endrevolution, die ja aus dem Abgrund der Erniedrigung und der Entfremdung hervorgehen sollte.

Alexis de Tocqueville formulierte die Grundfrage des Geschichtsdenkens „Où allons-nous donc?“ aus dem Blick auf den gleichartigen, weil der Aristokratie entgegengesetzten, und dennoch ganz verschiedenen, nämlich



Faschismus als Gegenbewegung – Massendemonstration in Madrid nach dem Beginn des deutschen Angriffs auf die Sowjetunion, Juni 1941

revolutionär-zerstörerischen und evolutionär-bewahrenden, „Gang der Demokratie“ in Frankreich und Amerika, jene zwieschlächtige Gestalt des Fortschritts, die als solche, wenngleich nicht überall mit derselben Intensität, die „Natur des Menschen“ gefährdete, auch in Gestalt des „Marsches zur (Welt)Einheit“, als dessen Hauptfiguren sich Amerikaner und Russen erwiesen. Tocqueville hält diese Entwicklung für unumgänglich, ja für providentiell, und dennoch bejaht er sie nicht mit ganzem Herzen: Zwar führt die Geschichte zur Wahrheit des Menschen, der ein universales Wesen ist, aber sie zerstört die Schönheit der bisherigen aristokratischen Verhältnisse und zugleich die Größe einzelner Menschen. Und Hoffnung für die Zukunft Europas läßt sich nur noch aus einer paradoxen Möglichkeit schöpfen, daß nämlich die amerikanische Gestalt der Demokratie sich auch in Frankreich sowie im übrigen Europa gegen die französisch-revolutionär-destruktive Erscheinungsform durchsetzt.

Der diplomatische Untergebene des zeitweiligen Außenministers Tocqueville, Arthur de Gobineau, kam weit mehr als dieser von dem „germanischen“ Selbstverständnis des französischen Adels her, aber er verknüpfte diese altertümliche Konzeption mit tendenziell sehr modernen Betrachtungsweisen naturwissenschaftlicher Art, und so erschien ihm die ganze Weltgeschichte als ein einziger Prozeß der Dekadenz, der aus der zunehmenden Rassenmischung resultierte und schließlich eine Bevölkerung hervorbringen würde, die den „wiederkauenden Büffeln in den stagnierenden Pfützen der Pontinischen Sümpfe“ zu vergleichen sein würde.

Wesentliche Teile der Philosophie Nietzsches lassen sich von diesem einfachen Ansatz herleiten, nicht zuletzt sein schroffer, nach Vernichtung der Entarteten durch eine neue „Partei des Lebens“ rufender Antisozialismus, aber sein Denken ist viel zu umfassend und widerspruchsvoll, als daß auch nur eine Skizze sinnvoll wäre.

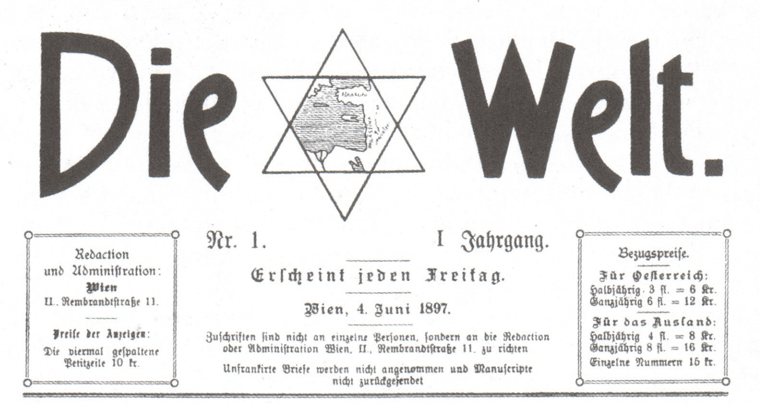
Es war ein Engländer und schwerlich ein Philosoph, William Thomas Stead, der im Jahre 1902 mit seinem Buch *The Americanization of the World* dem Denken des 20. Jahrhunderts eins der aktuellsten Stichwörter gab. Die Zukunft Europas ist mithin nichts anderes als Amerika, und in dieser Auffassung kommt er bei allem abgründigen Unterschied des Niveaus Tocqueville nahe. Während des ersten Weltkriegs formuliert ein Wortführer der Gedanken Wilsons, George D. Herron, das amerikanische Selbstverständnis mit dem Satz, Amerika habe sich selbst zum kriegerischen Kämpfer für das tausendjährige Friedensreich der Apokalypse gemacht, das heißt er entwirft eine säkularisierte Version der christlich-jüdischen Geschichtstheologie.

Ernst Nolte: *Der Faschismus in seiner Epoche. Action française – Italienischer Faschismus – Nationalsozialismus*, zuletzt München 2000

Aber schon vor dem Weltkrieg war in Europa die schroffste der Gegenthesen entwickelt worden, nämlich die Lehre von Ludwig Klages über den Geist als Widersacher der Seele, das heißt über die Zerstörung aller menschlichen „seelenhaften“ Kulturen durch die aus jüdisch-christlicher Wurzel herkommende lebensfeindliche Macht des „Geistes“, welche um die gleiche Zeit von so bedeutenden Geschichtsdenkern wie Kurt Breysig und Walther Rathenau als „mechanistische“ beschrieben und kritisiert wurde. Wie sehr dieser „Geist“ jedoch ein europäischer war, zeigte insbesondere Max Weber mit seinem Konzept der okzidentalen Rationalisierung, welche für ihn die weltgeschichtliche Auszeichnung Europas und gleichwohl ein Verhängnis war, dem er nur mit Abneigung ins Auge sehen konnte. Schon in seiner Antrittsvorlesung von 1894 hatte er in Anknüpfung an Malthus davon gesprochen, „der dunkle Ernst des Bevölkerungsproblems“ lasse es nicht zu, „Frieden und Menschenglück im Schoße der Zukunft verborgen zu wähnen“. Aber während des Weltkriegs sah er im Widerstand gegen angelsächsische Konvention und russische Bürokratie die europäische Aufgabe Deutschlands. In eben dieser ausgedehnten Kriegsliteratur Deutschlands wurde zum letzten Mal „die edle ritterliche Kultur“ dem verächtlichen Utilitarismus der kommerziellen Zivilisation entgegengestellt, und zwar als ein Kennzeichen Deutschlands und Österreichs, während auf der Gegenseite ein so bedeutender Philosoph wie Henri Bergson „die Zivilisation“, das heißt die westeuropäisch-amerikanische Welt, im Kampf gegen „die Barbarei“ begriffen sah. Aber kein Geringerer als Oswald Spengler prophezeite im Jahr 1914, bei dem – von ihm erhofften – Siege Deutschlands werde dort, also in der Mitte Europas, ein „vollkommen seelenloser Amerikanismus“ zur Herrschaft gelangen.

Dem Vortragenden müßten mindestens sechs Stunden gewährt werden, wenn von ihm erwartet würde, daß er die lange Reihe der wichtigsten Geschichtsphilosophen und Geschichtsdenker, die nach dem Ende des Ersten Weltkriegs das Wort ergriffen auch nur im knappsten Umriß darzustellen und zu charakterisieren versuchte: Oswald Spengler und Ernst Bloch, Carl Schmitt und Ernst Jünger, Benedetto Croce und Giovanni Gentile, Theodor Lessing und Sigmund Freud, Arnold Toynbee und Karl Popper, Max Horkheimer und Theodor Adorno, Arnold Gehlen und Martin Heidegger, Raymond Aron und Hans Jonas sowie viele andere. Ich muß mich mit einigen sehr zugespitzten Thesen begnügen.

Die Zukunft Europas und der Welt entschied sich nach dem Ersten Weltkrieg so wenig wie irgendwann zuvor durch die Werke oder einzelne Formulierungen von Philosophen und Geschichtsdenkern, aber diese Philosophen und Geschichtsdenker waren stärker als je vorher in die politischen und ideologischen Kämpfe der Zeit einbezogen, und mindestens einige von ihnen gaben Anstöße, ohne welche die Epoche nicht recht vorstellbar ist. Diese Epoche kann nämlich als die Zeit der zur praktischen Realität gelangten Geschichtsphilosophien verstanden werden.



Die Welt.

Redaction und Administration: Wien II., Rembrandtstraße 11.
Preise der Anzeigen: Die viermal gespaltene Petitzeile 10 kr.

Nr. 1. I Jahrgang.

Erscheint jeden Freitag.

Wien, 4. Juni 1897.

Zuschriften sind nicht an einzelne Personen, sondern an die Redaction oder Administration Wien, II., Rembrandtstraße 11. zu richten

Unfrankirte Briefe werden nicht angenommen und Manuscripte nicht zurückgesendet

Bezugspreise.
Für Oesterreich:
Halbjährig 3 fl. = 6 Kr.
Ganzjährig 6 fl. = 12 Kr.
Für das Ausland:
Halbjährig 4 fl. = 8 Kr.
Ganzjährig 8 fl. = 16 Kr.
Einzelne Nummern 15 kr.

Im Davidstern eine Landkarte mit den Umrissen Palästinas – Kopf der jüdischen Zeitschrift Die Welt, *1897*

Die in Rußland vom Oktober 1917 an die Macht gekommene Partei der Bolschewiki, das heißt der sogenannten „Mehrheitler“ in der russischen Sozialdemokratie, verstand sich als der überstaatliche Staat der Verwirklichung der Lehre des Marxismus und das heißt der Herbeiführung der schon von Condorcet beschriebenen Einheit einer durch die Gleichheit der Individuen geprägten Menschheit. Aber sie stellte auf ganz unmarxistische Weise eine aktivistische Minderheit in einem riesigen Bauernlande dar, und in den Augen ihrer Gegner, welche von ihr sozial und großenteils

physisch vernichtet wurden, mußte sie als ein mörderisches Regime von Verbrechern gelten. Jedenfalls war Sowjetrußland der erste außerordentliche, ideokratische, Staat des 20. Jahrhunderts.

Es ist von vornherein ausgeschlossen, daß ein so gigantisches welthistorisches Phänomen nicht die Existenz von Gegenparteien hervorgerufen hätte, die ebenso weltgeschichtlich und ebenso ideokratisch sein wollten wie der Hauptfeind. Gleichwohl hingen die konkrete Form, die sie annahmen, und zumal ihre Siegeschancen von zahlreichen Umständen ab, auch von solchen persönlicher Art. Schon vor dem Sieg des italienischen Faschismus unter dem ehemaligen Sozialisten Mussolini strebte der Führer des deutschen Nationalsozialismus, Adolf Hitler, mit einigem Erfolg die Bildung einer Gegenpartei an, die ebenso militant sein sollte wie die kommunistische Weltpartei. Wie Lenin sich an Marx und Condorcet orientierte, so stand Hitler in der Tradition von de Maistre, Gobineau und Nietzsche, und die deutsche Niederlage machte ihn als den entschiedensten Kämpfer gegen den „Diktatfrieden von Versailles" populär. Aber letzten Endes war seine stärkste Triebkraft der Haß gegen den Marxismus und der Drang nach dem Gewinn eines „Schlüssels", der ihm die rätselhafte Stärke des Feindes erklärte. Dieser Schlüssel war ihm bekanntlich das Judentum als eine in der gesamten Weltgeschichte verhängnisvoll wirkende Macht, die also den gleichen Rang besaß wie die Macht des die ganze Geschichte durchwirkenden „Privateigentums" nach der marxistischen Auffassung. Wer Gobineau und Nietzsche gelesen hat, wird sich hüten, diesen „Antisemitismus" als eine bloße Obsession statt als die allzu konkrete und verallgemeinernde Interpretation eines unbezweifelbaren Tatbestandes zu betrachten, nämlich der hervorstechenden geschichtlichen Bedeutung des alten Israel und später des Judentums. Raymond Aron, selbst Jude, hielt noch 1983 in seiner Autobiographie die Auffassung für unbestreitbar, die führenden Schichten würden ausgerottet werden, falls die Rote Armee Westeuropa besetze. Warum soll man die Echtheit der sozialen Ängste Hitlers in Zweifel ziehen, wenn das Beispiel Arons beweist, daß auf den angeblichen Schlüssel verzichtet werden konnte?

Aber mit völliger Bestimmtheit kann man sagen, daß Joseph de Maistre *seine* Gegenrevolution in Hitler nicht erkannt und anerkannt haben würde, weil sie in seinen Augen durch den „Fortschritt" zu einer besonders hassenswerte Form der Revolution gemacht worden wäre. Jedenfalls war das nationalsozialistische Deutschland der zweite außerordentliche und ideokratische Staat der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, welcher jedoch nicht einmal die Jahrhundertmitte erreichte, da er eine katastrophale Niederlage erlitt, die von seinen Feinden als Niederlage aller „Reaktionäre" empfunden wurde und die doch auf verschlungenen Wegen an der fast ebenso katastrophalen Niederlage der Sowjetunion im Jahre 1991 einen beachtlichen Anteil besaß.

Ernst Nolte: *Historische Existenz. Zwischen Anfang und Ende der Geschichte*, München und Zürich 1998.

Diese beiden großen ideokratischen Staaten in Europa sind untergegangen, und sie haben keine Zukunft mehr, obwohl einige ihrer bekanntesten Symbole und Parolen weit über Deutschland und Rußland hinaus in einzelnen Bezirken der Gesellschaft verbreitet sind. Das 20. Jahrhundert hat indessen einen dritten außerordentlichen und auf seine Weise ideokratischen Staat hervorgebracht, der nicht nur voller Zukunft ist, sondern dem zwei Alternativen der Zukunft offenstehen: den zionistischen Staat Israel. Zwar hat er seinen Platz nicht auf dem Boden Europas, aber er wurde von Europäern geschaffen, vornehmlich von den diskriminierten Juden des Zarenreichs und der nach 1918 neuentstandenen Republik Polen. Die Angst vor dem Untergang des Volkes, aus der der Zionismus letztlich entstanden war, war weitaus echter und begründeter als die entsprechende Angst Hitlers, und das europäische Kolonisierungsunternehmen mitten im Kernbereich des Islam und freilich im uralten „Heiligen Lande", dem „Zion" der Bibel, das der Zionismus unzweifelhaft war, war um vieles verständlicher und gerechtfertigter als Hitlers projektierte Eroberung und Besiedlung des slawischen Osteuropa. Der militante Angriffs- und Verteidigungswille gegen einen scheinbar übermächtigen Gegner war weit erfolgreicher als im Falle des nationalsozialistischen Deutschland. Trotzdem gehört die Leugnung jeder Vergleichbarkeit zu den großen Irrtümern der Gegenwart.

Nach dem siegreichen und überraschend schnellen Ende des amerikanischen Feldzugs gegen den Irak Saddam Husseins ist Israels Existenz

weitaus besser gesichert, als sie es nach den mit den eigenen Waffen errungenen Siegen von 1948, 1967 und 1973 war, und diese Sicherung war zweifellos eins der obersten Kriegsziele der Amerikaner. Die nächste Folge dieses Krieges der „einzigen Weltmacht“ gegen einen kleinen und seit 1991 ungemein geschwächten Staat wird eine abermalige Ausweitung der Sphäre der „amerikanischen Weltzivilisation“ sein, und daraus ergibt sich für Europa die Gefahr, daß es sich vollständig dem politischen Willen und dem kulturellen Einfluß der USA unterwerfen muß. Es würde für Europa nicht leicht sein, darin, wie es einst Tocqueville trotz seiner Sorgen und Ängste tat, ein positives Ereignis zu sehen.

Aber Israels Zukunft hängt von der Wahl einer der beiden Lösungsmöglichkeiten für sein Hauptproblem ab, nämlich für sein Verhältnis zu den Palästinensern, den Arabern im ganzen und dem Islam als solchem. Im Zusammenhang dieser Entscheidung dürfte auch für Europa eine Alternative entstehen. Wenn Israel in stillschweigender Übereinstimmung mit den Amerikanern die Gelegenheit der Nachkriegsturbulenzen wahrnimmt, jenen „Transfer“ der Palästinenser ins Werk zu setzen, welcher – sofern die Resultate demoskopischer Untersuchungen richtig sind – von einer starken Minorität der Bevölkerung gewünscht wird, dann wird nur noch „Auschwitz“ als Unterscheidungsmerkmal übrigbleiben, also ein Tatbestand, der einen großen Krieg zur Vorbedingung hatte, zu welchem es im Nahen Osten kein Analogon gibt. Wenn Israel dagegen mit den Palästinensern und dem Islam zwar gewiß nicht zu Freundschaft, aber doch zu einem tragbaren und gerechten *Modus vivendi* gelangt, dann können auch die Europäer den Willen entwickeln, nicht die Vasallen einer „einzigen Weltmacht“, sondern selbständige Freunde und Alliierte der USA zu sein.

Jene erste Alternative muß dagegen zu einer Explosion des islamistischen Terrorismus führen, und da neuerdings unter „Massenvernichtungswaffen“ nicht mehr in erster Linie Atombomben verstanden werden, zu deren Fabrikation umfangreiche und aus der Luft leicht erkennbare Anlagen erforderlich sind, sondern biologische Waffen neuer Art, die in versteckten Kellern hergestellt werden und die schon in geringer Quantität zur Tötung von vielen Hunderttausenden von Menschen benutzt werden können, dann kann allenfalls ein weltweites Überwachungssystem der Menschheit eine prekäre Sicherheit geben, mit dem verglichen die Totalitarismen der Vergangenheit liberale Musterbilder waren. Irgendeinen qualitativen Unterschied zwischen Europa und den USA oder Europa und Indonesien wird es dann in Zukunft nicht mehr geben.

Aber haben wir uns damit nicht allzuweit von der Philosophie entfernt und von der möglichen Zukunft Europas ein Bild gezeichnet, das nicht eine Spur von „Europäischem“ mehr an sich hat? Indessen würde es die in Kellern oder im Wüstensand versteckten Waffen so wenig geben wie die globale Kommunikation, und die völlig flexiblen modernen Menschen, die von einer „Kolonisierung des Weltalls“ träumen, würden so wenig existieren wie die Hedonisten, welche auf der Erde zurückbleiben, wenn nicht im Menschen als einzigem uns bekannten Wesen jene „Fortschrittlichkeit“ zu konstatieren wäre, von der seit Turgot und Condorcet so viele Philosophen gesprochen haben. Aber ein Condorcet müßte sich heute eingestehen, daß er sich vom „Fortschritt“ eine viel zu idyllische, viel zu simple Vorstellung gebildet hatte, obwohl er sich gewiß nicht den Gegenbegriff des Niedergangs oder der Dekadenz zu eigen machen würde. Ebensowenig würde er sich mit der Feststellung trösten, daß die Entstehung des „Fortschritts“ sehr wesentlich mit „Europa“ verknüpft war.

Deshalb scheint es mir unter philosophischen Gesichtspunkten erforderlich zu sein, den Begriff des Fortschritts durch den der Transzendenz zu ersetzen und innerhalb dieses altbekannten und doch für das Geschichtsdenken neuartigen Begriffs Unterscheidungen zu treffen. Aber darüber zu sprechen, wäre wahrhaftig ein „allzuweites Feld“, und ich habe Ihre Geduld schon viel zu lange in Anspruch genommen, obwohl ich mich nicht in der Lage sah, ein Bild von der Zukunft Europas zu umreißen, das Optimismus und Zuversicht hervorrufen würde.

Das Projekt Nossendorf

von Hans Jürgen Syberberg

Der Regisseur Hans Jürgen Syberberg stammt aus Nossendorf, einem kleinen Ort in Vorpommern, südwestlich von Greifswald. Seit einigen Monaten ist er dabei, das Herrenhaus des Gutshofs zu renovieren, den sein Vater leitete, bevor die Familie in den Westen ging. Aus diesen Arbeiten an einem vergangenen Zustand hat Syberberg ein Kunstprojekt entwickelt: Drei Web-Kameras fotografierten aus drei verschiedenen Perspektiven den Ort Nossendorf, Tag und Nacht, alle 30 Sekunden neu. Die Bilder wurden direkt auf die Internetseite www.syberberg.de *transportiert und waren dort in Echtzeit zu sehen.*

Gleichzeitig richtete Syberberg im Centre Pompidou, *dem größten Museum für moderne Kunst in Paris, einen* Raum Nossendorf *ein. Ein originales Fenster aus dem Gutshaus, ein paar Mauersteine – und drei Bildschirme, auf denen die Kamerabilder aus Nossendorf ständig aktuell gehalten wurden. Im* Centre Pompidou *standen dann ihrerseits drei Kameras und übertrugen Bilder von Besuchern der Installation ins Internet und nach Nossendorf auf Bildschirme, die dort zumindest für einige Tage aufgestellt waren.*

Es genügt bereits, dieses Hin und Her der Bilder als Publikation einer aufwendigen Renovierungsarbeit zu verstehen und zu honorieren: Syberberg hat damit das Augenmerk tausender Besucher auf das Schicksal eines Hauses, eines Ortes, vieler Häuser und vieler Orte in den neuen Bundesländern gelenkt und Gedanken über Themen wie Enteignung, Denkmalschutz, Verwurzelung, Einfluß des Raums, der Landschaft, der Herkunft und des Wohnens auf den Menschen und sein Verhalten angeregt.

In einem Internettagebuch hat Syberberg seine eigenen Gedanken zur Vorbereitung und Durchführung des Projekts Nossendorf aufgezeichnet und mit Bildmaterial aus dem Ort kombiniert. Dies alles immer wertend, wie die Texte zeigen, die im folgenden dokumentiert sind.

Letztendlich geht Syberberg davon aus, daß die große deutsche Kultur sich immer aus dem Grund der Natur gespeist, ihre Wurzeln also im Land gehabt habe. Der Künstler als Modernitätsnomade sei eine Erschei-

nung des Westens. Deshalb formulierte Syberberg 1990 in seiner Aufsehen erregenden Schrift Vom Unglück und Glück der Kunst in Deutschland nach dem letzten Kriege *eine Hoffnung: „Die Natur, das Land, wir. Die Befreiung des östlichen Restdeutschland ist ein großer Schub, der letzte. Hoffentlich nicht nur ein Aufschub." Syberberg ist heute – 13 Jahre später – ernüchtert, aber konkreter: Projekt Nossendorf.*

aus dem Internet-Tagebuch

Die aus der Heimat Vertriebenen haben für die Geschichte aller gezahlt. Die ausgebombten Häuser, Städte, gefallenen Söhne, Brüder, Männer mit dem Leben. Die 45 Enteigneten des Landes beraubt, wie die der Dörfer, haben für die Teilung gezahlt. Und wissen es nicht.

Internetseite: *www.syberberg.de*

Die Karten neu gemischt. Mit den Fledderern der Leichen das Tuch gewebt. Stufe um Stufe tiefer in die Höllen der Gier und des Bösen. Nichts wie weg oder neue Runde, Abdecker Strategien, aufgemacht, über Land, die Pfähle gesetzt der Geschichte Bilder und das letzte Zimmer gesäubert, das Haus von innen, Fenster und Ofen und Tür, Gänge freigelegt vom Schrott der Zeit, noch einmal und sei es darum nur noch einmal, jenseits der Gesetze, freier nie, auf eigenem Grund stehen, der den Gefangenen fehlt, unzugänglich, Gefangenschaft der Geschichte, die sie sich selber eingefahren, in den Lüften nun ohne Raum und Zeit. Heidi. Auf und davon, aufgelassen, was für ein Sumpf. Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis.

Zurück kommen. Bringen, Ernte sein. Auch der Zurückgebliebenen, erzählen, des Wachens müde. So geht es auch. Ging es. Woanders. Aber wird Tragik anders gehandelt, erfüllt. Wir wissen es, und stemmen uns trotzend auf.

Fremde Länder sind auch schön, schöner, begünstigender vielleicht. Aber des eigenen Territoriums sich nochmal zu vergewissern, und seis im Kampf gegen andere Interessen, Aufgabe, Auftrag. Glück?

In Frankreich sagt man, ein gutes Restaurant bleibt nie allein. Man kann sich vorstellen, wie die Köche die da leben, bevor der gute Koch hinkam, vielleicht wieder, nachdem er die Welt durchreist, sich ängstigten, um ihre Pfründe, da alles doch ganz gut lief?

aus: Vom Unglück und Glück der Kunst in Deutschland nach dem letzten Kriege (1990)

Geflohen in jungen Jahren. Elternhaus und Land, Vaterland weggenommen, geplündert, zerschlagen, verteilt, zugeschaut. Von den Mächtigen des Staates hintangesetzt, wegen der Geburt. Auf jedem Fragebogen des Vaters wegen, zweiter Klasse. Ausgeschlossen, Todesfurcht, als Befreiung gepriesen.

Hans Jürgen Syberberg: *Vom Unglück und Glück der Kunst in Deutschland nach dem letzten Kriege,* München 1990

aus dem Internet-Tagebuch

Dienstag, den 17. Juni. – Fünfzig Jahre nach dem Aufstand in der DDR. Damals standen die Linden noch, gab es die Scheune noch, alle Apfelbäume noch da, die Ställe der letzten Jahresabrisse noch nicht weg, noch alle Fenster und Türen da. Und schon damals wußten sie, wie falsch ihr Weg war, erzwungen und letztlich böse gegen alles, was der Mensch sein kann und machen und leben.

Die kulturelle Repatriierung nun ist mehr und nicht nur im Osten auch eine Tat an den Menschen und für sie. Wie gebrechlich wir aber sind, wissen wir wieder.

aus: Vom Unglück und Glück der Kunst in Deutschland nach dem letzten Kriege (1990)

Das Dorf der Kindheit wieder aufzubauen, zu reinigen von dem Grau der östlichen Plattenbau-Ästhetik, wie zum Modell einer Kulturleistung wiedergefundener Natur. Die strohbedeckten Leutehäuser von Verunstaltun-

gen befreit, das Land wieder kultiviert mit alten Hecken und Weiden und Dornbüschen der Schlehen und Tümpeln oder Schilf vor den Buchenwäldern in der Ebene, die Gärten und den Park, das Haus und den Hof mit den Ställen und Scheunen unter den Strohdächern für die Störche wieder und die Gemeinschaft des Lebens, wie Erde ohne Verseuchung.

Kultur-Landschaft e.V. (Hrsg.): *Auskunft und Antwort über die Zerstörung oder Bewahrung der Kulturlandschaft Mecklenburg-Vorpommern*, 2003, Bezug: Wiesenstr. 6, 17192 Lansen

Kopfsteinpflaster und Chausseen, der Kirchturm wieder auf seine alte Höhe gebracht, gegenüber dem Haus, Jahrhunderte nochmal zurückgeholt, wie für einen Film, die Serie vom verlorenen Leben. Auch für Polen verloren und, wie man hört, in Böhmen und nicht nur in Rumänien, so auch bei uns auf andere Weise.

Diese anstelle der Kunst, der künstlichen unserer Zeit, der Kunst, die zur Kultur wird, wie früher Kunst aus der Kultur, damit die Kunst hilft und wieder sich nährt aus der Kultur unserer Natur unseres Herzen? Wie eine Kindheit auf dem Lande der Einfachheit, verlorene, wie verbotene Heimat, in der wir gewesen, alle, als ein Film der Gedanken und Gefühle, wie aus Verlusten und Verboten, wie mühsam auch immer, unsere Kunst der Zukunft geworden.

aus einem Gespräch mit Hans Jürgen Syberberg in München, Mai 2003

Das, was ich tue, ist etwas Konkretes: Ich baue einen Teil meines Heimatdorfs wieder auf. Und über meine Möglichkeiten als Künstler mache ich aus der Aufbauarbeit dort etwas Symbolisches, indem ich den Ort mit denen vernetze, die ihn sonst nie sehen würden, die sonst nie mitbekämen, daß es so etwas gibt: sichtbar zerstörte Vergangenheit, in der man dennoch wieder mit dem Leben beginnen kann. Ich verbreite Bilder meiner Arbeit über die modernsten Informations- und Kommunikationsstrukturen: Das macht die Vergangenheit gegenwärtig und zeigt, daß an sie angeknüpft werden kann.

aus dem Internet-Tagebuch

Kluge Stimmen zur Wiedererrichtung des Berliner Schlosses wollen das, was von Honecker als Palast der Republik, einer Republik ohne Wähler, gebaut wurde, erhalten, was frech ohne Eigenwert der Form und mit dem Verfallswert nicht mal einer Generation auf diesem Platz der Geschichte, der gewachsenen, hingestellt wurde, die von einem Ulbricht abgedeckt wurde als Tat des Nichts in die Leere für Aufmärsche von fremdem Design noch des Kretinismus seiner Erscheinung. Was aber ist dies alles gegen das Gefügte, wie es von innen hält, aus historischem Material und der Hände Denken. Was in Berlin Gebot ist, unverrückt wiederherzustellen von innen in alter Materie für uns repräsentierend alles und alle, kann in einem N. der ländlichen Provinzen von innen gehalten werden durch jene Projektion dessen, was nun unsere Geschichte ist, aus Last und Fluch, daß es Erkennen wird und Freude aus uns. Und wir gehen hindurch, als wären wir aus Wind, so hin und her und leicht und manchmal auch der Sturm. Hier ein Blatt und dort ein Gedanke, als ob wir wissen wozu, kommend und gehend, da und wieder weg, aber Leben und bewirkend, daran zu erkennen, was und wie.

Martin Heidegger: *Bauen, Wohnen, Denken*, zuletzt in: ders.: *Vorträge und Aufsätze*, Stuttgart 1994

aus dem Internet-Tagebuch

Es geht um die Bilder und Töne, Bewegungen, Haltungen, Entscheidungen, Worte, Kulturen. Ent-fernt, Ver-nichtung, Miß-bildungen. Es geht um die Rehabilitierung nicht nur eines Rechts und einer Rasse oder Klasse, aber des Menschen, und nicht nur, sondern unserer Welt, mithilfe dessen, was wir wissen, und wofür – wir – stehen, oder fallen, ohne Schlacht, in den Schlacht-Fabriken beseitigt, wie ein Nichts. Mit jedem erlöschenden Auge, dem wir das antun. Und spreche nicht von Theater oder Film oder Bildern und Tönen der Ausstellungen heute, dessen, was bliebe, einmal in die Unsterblichkeit gerichtet, daß wir waren und sind. Oder eben gerade doch, in ihnen, dem, um was es geht.



aus dem Internet-Tagebuch

Mein Ort.
Wer darf, kann das sagen. Ohne Geburt und Verdienst.
Wie es nun aussieht. Ein Ordnen ohne gleichen. Müllhalde der Geschichte. Und saugen noch immer dran. Ohne zu säen und ernten. Fruchtlos der Schoß und an den leeren Brüsten die Maschinen hybrider Zeugung.

aus einem Gespräch mit Hans Jürgen Syberberg in München, Mai 2003

Das Echo in den Medien ist nicht groß, aber mir ist das ganz recht so. Vor zehn oder fünfzehn Jahren hätte man vielleicht eine Kampagne losgetreten gegen mich. Heute interessiert das Projekt Nossendorf nicht mehr wirklich diejenigen, die immer darüber wachen, woraus wir schöpfen dürfen. Man kann dies vergleichen mit den nun möglichen Diskussionen über den *Krebsgang* von Grass oder den *Brand* von Jörg Friedrich: Man (wer ist „man") schenkt uns diese Diskussionen, man ist so satt und mächtig und – geschickt aufgestellt, daß man einfach ein paar Spielplätze öffnet, Spielplätze, umgeben von einer Mauer aus Kautschuk.

aus dem Internet-Tagebuch

Lese da etwas von „politischer Rehabilitierung" der aus rassistischen Gründen des Klassenhasses Enteigneten nach '45. – Und deren Abwehr vor dem Bundesgerichtshof. – Es geht um die Rehabilitierung eines ganzen Systems. Der Land-Wirtschaft. Und damit zusammenhängenden Kulturen, weltweit. Und total das Leben betreffend.

Diese globale und totale Vernichtung unserer Selbst darzustellen, was sonst. Wie. Früher hatten sie Tragödien, wenn es um Untergänge ging, schuldhafte Verstrickung in Zwängen des Geschicks. Dies Auslöschen, Verlöschen aus selbstverursachter Fragelosigkeit im gemeinschaftlichen Wohl-Leben aus Spaß braucht eine Form, die zu suchen einzig anstände. Re-habilitierung, einzige. Für alle. Täter. Nutznießer. Opfer. In eins.

Friedrich Ratzel: *Das Sichhineindenken und Sicheinfühlen in die Natur*, in ders.: *Über Naturschilderung*, München 1904.

aus: Vom Unglück und Glück der Kunst in Deutschland nach dem letzten Kriege (1990)

Interessant ist bei allen Diskussionen zu den Veränderungen durch eine Vereinigung beider deutschen Teile, wie das Recht auf Boden im Falle des Landbesitzers auf der Strecke bleibt. Berührt ist das alte, monarchistische, preußische Landrecht, das Land nach Verdiensten und vom König verteilte. Hier ist der Kosmos der ländlichen Kultur insgesamt modellartig berührt. Der Industrialisierung der Landwirtschaft im Westen entspricht jener der Zwangskollektivierung im Osten, verloren wurde jene Kultur,



aus der die Kunst der früheren Jahrhunderte wuchs.

aus einem Gespräch mit Hans Jürgen Syberberg in München, Mai 2003

Ich denke manchmal, daß der tiefere Kern der verweigerten Entschädigung von Zwangsenteigneten in einer Angst vor einer echten Gegenmacht liegt: Land, in den Händen von Menschen, die dort Wurzeln suchen und finden können, ist eine Macht. So eine Schicht läßt nicht alles mit sich machen. So eine Schicht hat etwas anderes vor als ABM und Ruhigstellung durch Konsum. Auch etwas anderes als zuzusehen, wie das Land sich entvölkert und das Potential, auf das wir hofften, in den Städten des Westens Umerziehung im Höchsttempo nachholt. Und das meint vor allem: Entwurzelung, letztendlich: Respektlosigkeit vor dem eigenen Boden.

aus dem Internet-Tagebuch

Was ist das Böse, wie es sich hier zeigt: als Erbteil dieser Zeit. Das Rauben, Aneignen ohne eigenen Anteil ist es noch nicht. Das Leben daraus auch nicht. Aus der Kultur der anderen, das Vergeuden, Verbiegen nicht. Aber wo zerstört wird, angeeignet aus der Gunst der Stunde, ohne eigene Mühen und seis im Kampf, ohne eigenes Zutun neuer Leistung, wo gleichgültig vertan wird, was da war, ohne Sorge um Erhalt, ohne Eigene Tat, da beginnt es. Und wenn noch Behinderung, Verhindern und bösartiges Höhnen gegen alles was überkommen, genommen, anvertraut und zu verantworten ist, zur Vernichtung wird, da wird es böse von Grund auf, sowohl durch die das verwalten, geschehen lassen und töten zuletzt, nicht nur Bücher, Leben, Geist und Weltgeschehen, den Gott in sich und alles, was da ist. Das sind nicht die, die rauben, zerstören, um Neues zu schaffen. Es sind die Ausbeuter, die aussaugen ohne Eigenes, Spurenlose, der Kultur, des Lebens Feinde. Verwahrlost in sich und so, wie alles um sich, was sie berühren, betreten und hinterlassen. Abrißgewinnler, Geschäfte machend mit der Geschichte und Arbeit von Jahrhunderten. Ausbeuter nannte man den, der andere für sich arbeiten läßt, ohne Entgelt, das gerechte. Diese Ausbeutung aber ist der Raubbau an der Geschichte der Vorgänger aller Zeiten und Völker. Aus dumpfem Trieb der Machtausübung, die die Zeiten zugeteilt, ohne Selbstverdienst. Hinterlist ohne Geist ist Böse ohne das Böse selbst zu wissen. Es wirkt aus ihnen. Schlimmer noch aber, wenn es gewußt wird, ohne es selbst zu sein und zu tun, gewähren zu lassen, was uns zerstört, das Produktive vor Augen.

Botho Strauß: *Die Fehler des Kopisten*, München 1997

aus einem Gespräch mit Hans Jürgen Syberberg in München, Mai 2003

Aber reden wir nicht von Widerstandspotentialen in der Kunst oder etwa in der Installation, die ich im *Centre Pompidou* eingerichtet habe. Wo wäre echter Widerstand noch möglich? Nirgends, nicht mit zivilen Mitteln zumindest. Vielleicht mit Bomben oder mit Flugzeugen, die in Hochhäuser fliegen. Ansonsten, so thematisch, da gibt es nichts. Und es gibt auch niemanden, der einen solchen Widerstand – wenn es ihn gäbe – leisten könnte. Ich weiß niemanden, und Sie?

Autoren dieses Heftes

Klaus Hammel, 1939, von 1960 bis 1997 Soldat, letzte Verwendung: Chef des Stabes Wehrbereichkommando VI / 1. Gebirgsdivision in München. Seit Oktober 1997 Tätigkeit als freier Publizist.

Götz Kubitschek, 1970, Studium der Germanistik, Geographie und Philosophie. Seit 2001 Selbständiger Verleger (Edition Antaios).

Erik Lehnert, 1975, Studium der Philosophie, Geschichte sowie Ur- und Frühgeschichte. Derzeit Promotion.

Ernst Nolte, 1923, von 1965 bis 1991 Professor für Neuere Geschichte in Marburg und Berlin.
Veröffentlichungen der letzten Jahre:
Faschismus. Von Mussolini zu Hitler, Schnellroda 2003
Der kausale Nexus. Über Revisionen und Revisionismen in der Geschichtswissenschaft, München 2002.
„Feindliche Nähe“. Kommunismus und Faschismus im 20. Jahrhundert. Ein Briefwechsel mit François Furet, München 1998
Historische Existenz. Zwischen Anfang und Ende der Geschichte?, München 1998

Stefan Scheil, 1963, Studium der Geschichte und Philosophie, promoviert als Historiker. Veröffentlichungen der letzten Jahre:
Fünf plus zwei. Die europäischen Nationalstaaten, die Weltmächte und die vereinte Entfesselung des Zweiten Weltkriegs, Berlin 2003 (siehe Rezension in diesem Heft)
Logik der Mächte. Europas Problem mit der Globalisierung der Politik. Überlegungen zur Vorgeschichte des Zweiten Weltkrieges, Berlin 1999

Rolf Stolz, 1949, Studium der Psychologie, Philosophie und Soziologie; Publizist, Veröffentlichungen der letzten Jahre:
Deutschland, deine Zuwanderer. Fakten und Analysen, München 2002
Der Abschiednehmer. Geschichten und Unmöglichkeiten, Freiburg 2002
Der Gast des Gouverneurs in der Wand des Kraters, Weissach 2001
Die Mullahs am Rhein. Der Vormarsch des Islam in Europa, München 1997

Eberhard Straub, 1940, Studium der Kunstgeschichte, Geschichte und Archäologie, habilitiert als Historiker, bis 1986 Redakteur bei der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, bis 1997 Pressereferent des Stifterverbandes für die deutsche Wirtschaft.
Veröffentlichungen der letzten Jahre:
Albert Ballin. Der Reeder des Kaisers, Berlin 2001
Eine kleine Geschichte Preußens, Berlin 2001
Drei letzte Kaiser. Der Untergang der großen europäischen Dynastien, Berlin 1998

Hans Jürgen Syberberg, 1935, Studium der Literatur- und Kunstgeschichte, Regisseur und Künstler. Veröffentlichungen der letzten Jahre:
Das Rechte – tun, München 1995
Der verlorene Auftrag. Ein Essay, Wien 1994

Karlheinz Weißmann, 1959, Studium der Geschichte und Evangelischen Theologie, promoviert als Historiker.
Veröffentlichungen der letzten Jahre:
Mythen und Symbole, Schnellroda 2002
Die preußische Dimension. Ein Essay, München 2001
Nation?, Schnellroda 2001
Arnold Gehlen. Vordenker eines neuen Realismus, Dresden 2000
Alles was recht(s) ist. Ideen, Köpfe und Perspektiven der politischen Rechten, Graz 2000

Eine „Neue Demokratische Rechte".

Institut für Staatspolitik (IfS) – Arbeitsgruppe 2

Es gibt in Deutschland eine „Neue Rechte". Sie ist kein homogener Block, ihr Binnenpluralismus kennt Strömungen, die sich bis zur Unvereinbarkeit voneinander unterscheiden. Auch ist die Selbstbezeichnung als „Neue Rechte" nicht weit verbreitet. „Der Rechte – in der Richte: ein Außenseiter", schrieb Botho Strauß im Anschwellenden Bocksgesang, *jenem Essay, der Anfang 1993 im Spiegel erschien und zum Manifest wurde für einen bestimmten Typus junger Leute, die auf der Suche nach ihrem politischen Ort waren. Anfang und Mitte der neunziger Jahre sahen machtvolle Versuche dieser jungen Leute, politischen und kulturellen Einfluß zu erlangen. Fast schon verklärt erscheint der Versuch einer Gruppe um den Historiker Rainer Zitelmann, mit dem Projekt einer „Neuen Demokratischen Rechten", Mehrheiten in der Zeitung* Die Welt *und im Ullstein-Verlag zu verändern und dadurch erheblichen Einfluß auf die Meinungsbildung zu erlangen.*

Das Institut für Staatspolitik hat die „Neue Rechte" insgesamt untersucht und eine Studie zu „Sinn und Grenze" des Begriffs erarbeitet. Das Kapitel über die „Neue Demokratische Rechte" ist hier vorabgedruckt.

Ohne Zweifel hätte das Thema „Neue Rechte" niemals jenes Maß an öffentlicher Aufmerksamkeit erlangt, das ihr bis heute zukommt, wenn nicht die politische Entwicklung Anfang der neunziger Jahre entscheidend zu dem Eindruck beigetragen hätte, daß dieses „Meinungslager" (Karlheinz Weißmann) in eine entscheidende Position rücken könnte. Bezeichnend ist, daß die Linke damals eine „Wiedervereinigungskrise" ausmachte; ein Begriff, der sich nicht auf die faktischen Probleme beim Aufbau der neuen Bundesländer oder die Bewältigung der Jahrzehnte dauernden Spaltung bezog, sondern auf den eigenen Machtverlust.

Karlheinz Weißmann: *Alles was recht(s) ist. Ideen, Köpfe und Perspektiven der politischen Rechten*, Graz und Stuttgart 2000

Die Rehabilitierung des nationalen Arguments und das Scheitern des Sozialismus als gesellschaftlicher Alternative lösten eine Depression aus, von der aber merkwürdiger Weise auch die Mitte befallen wurde, die eben

noch als Siegerin der Geschichte auftrat. Die Liberalen sahen sich unvermutet mit nagenden Selbstzweifeln konfrontiert. Schon die Fragestellungen der bürgerlichen Feuilletons signalisierten das Maß der Irritation: „Fehlt uns der Feind?", konnte die „Offene Gesellschaft mit offener Flanke" überleben? Und im Rahmen der Fukuyama-Debatte über ein „Ende der Geschichte" äußerte der amerikanische Soziologe Allan Bloom die Befürchtung, daß man nicht nur nicht dem *post-histoire* entgegen gehe, sondern vor eine ganz neue Herausforderung gestellt sei: „Der Faschismus wurde zwar auf dem Schlachtfeld besiegt, aber seine dunklen Möglichkeiten wurden nicht bis zum Ende ausgeschöpft. Sucht man nach einer Alternative, dann bleibt keine andere Möglichkeit, die man ins Auge fassen könnte. Wir sind der Auffassung, daß der Faschismus Zukunft hat, wenn er nicht gar die Zukunft ist."

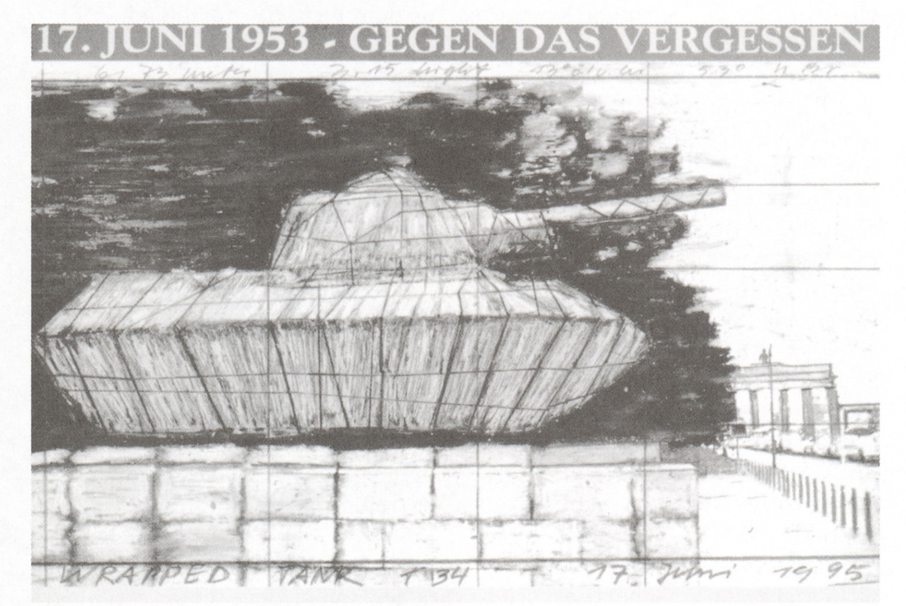
Botho Strauß: *Der Aufstand gegen die sekundäre Welt. Bemerkungen zu einer Ästhetik der Anwesenheit*, München und Wien 1999

Die gedrückte Stimmung, die sich damals in tonangebenden Kreise verbreitete, erklärt viel von der eminenten Wirkung, die Botho Strauß mit seinem zuerst am 8. Februar 1993 im *Spiegel* veröffentlichten Essay *Anschwellender Bocksgesang* haben sollte. Strauß, von dem man schon länger wissen konnte, daß ihn seine elitäre Sicht der Dinge nicht nur auf das Repertoire der traditionellen deutschen Kulturkritik zurückverwiesen hatte, sondern notwendig nach „rechts" trieb, veröffentlichte mit dem *Bocksgesang* einen Text, der gerade von außen als Manifest einer „Neuen Rechten" betrachtet wurde. Allerdings konnte von hier keine unmittelbare politische Wirkung erwartet werden, weshalb umgehend ein Zusammenhang konstruiert wurde zwischen der Veröffentlichung des *Bocksgesangs* und „... einigen jungen Männern um Rainer Zitelmann" (Heinz Bude).

Im Fall Zitelmanns spielte eine Rolle, daß er ursprünglich politisch auf der Linken beheimatet war und bis zum Ende der achtziger Jahre eigentlich nur dadurch vom *mainstream* abweichende politische Auffassungen anzeigte, daß er zu einer heterodoxen Interpretation des Nationalsozialismus neigte und mehr oder weniger offen für die Wiedervereinigung Partei nahm. Das änderte sich mit seinem Entschluß, die wissenschaftliche Laufbahn aufzugeben und im Frühjahr 1992 eine Stelle als Cheflektor des Ullstein-Verlags anzutreten. Dieses einflußreiche Haus war bis dahin nicht durch eine prononciert „rechte" oder konservative Linie hervorgetreten, was sich unter der Ägide Zitelmann änderte, der mit dem Rückhalt des an Ullstein beteiligten Münchener Verlegers Herbert Fleissner agieren konnte.

Rainer Zitelmann: *Wohin treibt unsere Republik?*, Frankfurt a. M. und Berlin 1994

Durch eine ganze Reihe von Titeln – Monographien und Sammelbänden – versuchte Zitelmann ein neuartiges Programm zu gestalten, ausgerichtet auf einen moderaten Revisionismus in der Zeitgeschichtsforschung, Stärkung des deutschen Nationalbewußtseins und des politischen Realismus. Mit Hilfe der Reihe *Ullstein Report* sollte außerdem auf tagesaktuelle Themen Bezug genommen werden, wobei der Versuch eine große Rolle spielte, eine öffentliche Debatte über die notwendige Bewältigung der DDR-Vergangenheit zu erzwingen. Was dem ganzen aber erst seine



„wrapped tank" – Verhüllungsaktion im Umfeld der „Neuen Demokratischen Rechten"

Wirkung verlieh, war Zitelmanns Neigung zum gezielten Regelverstoß, seine Fähigkeit, die Linke regelmäßig und gekonnt zu provozieren.

Peter Glotz sprach im Hinblick auf diejenigen, die sich Zitelmann anschlossen, von „Normalisierungsnationalisten“, ein insofern treffender Begriff, als die Sehnsucht nach politischer „Normalität“ tatsächlich das heimliche Grundmotiv für die politischen Ziele dieser Gruppe war. Zitelmann selbst zog „Neue Demokratische Rechte“ vor und versuchte einen Fokus für alle diejenigen zu schaffen, die innerhalb des Verfassungsbogens danach strebten, eine politische Alternative rechts der Mitte zu bestimmen und den Einfluß der „Ideen von '68“ durch den der „Ideen von '89“ zu verdrängen. Er fand mit dieser Forderung nicht nur Zustimmung in Teilen der Union und bei den Konservativen, sondern auch in der FDP.

Daß Zitelmann sich schließlich den Freidemokraten auch durch Beitritt anschloß, hing nicht zuletzt mit dem Beispiel erfolgreicher rechtsliberaler Parteien in Dänemark, den Niederlanden, Österreich und Italien zusammen. Es spielte außerdem eine Rolle, daß man glauben durfte, in der kleinsten bürgerlichen Partei den geringsten Widerstand zu finden, falls man nur entschlossen genug auftrat. Tatsächlich irritierten die „Nationalliberalen“ um Zitelmann und den ehemaligen Generalbundesanwalt Alexander von Stahl Öffentlichkeit und FDP-Führung nachhaltig, konnten aber auch auf dem begrenzten Berliner Raum, dessen Übernahme sie planten, keinen dauernden Erfolg erzielen.

Dieser Rückschlag war nur einer unter mehreren für die Gruppe um Zitelmann, der 1993 Ullstein verließ, um als Leiter des Ressorts „Geistige Welt“ in die Redaktion der *Welt* einzutreten. Zusammen mit zwei anderen Mitarbeitern, Heimo Schwilk und Ulrich Schacht, unternahm er jetzt den Versuch, das Blatt zu einer neuen politischen Ausrichtung zu bringen. Dieses Bemühen scheiterte an verschiedenen Faktoren, unter denen der interne Widerstand von Mitarbeitern der *Welt* der wichtigste gewesen sein dürfte. Sie reagierten zunehmend gereizt auf die Aktivitäten Zitelmanns, die ihren Kulminationspunkt in einer großen Kampagne unter dem Motto „Gegen das Vergessen“ zum 50. Jahrestag des Kriegsendes, dem 9. Mai 1995, erreichten.

Ulrich Schacht und Heimo Schwilk (Hrsg.): *Die selbstbewußte Nation*, Berlin 1994

Bereits im Vorfeld wurde mit außerordentlicher Schärfe eine Debatte über den Appell „Gegen das Vergessen“ geführt, die in der Äußerung von Ignatz Bubis, des damaligen Vorsitzenden des Zentralrats der Juden in Deutschland, gipfelte, es handele sich bei den Unterzeichnern des Aufrufs auch um „... Ewiggestrige, die am liebsten alles, was zwischen '33 und '45 passiert ist, fortsetzen würden – vielleicht in einer gemäßigteren Form, ohne gleich Völkermord zu betreiben“.

Daß die von Anhängern wie Gegnern Zitelmanns mit außerordentlichen Erwartungen verknüpfte Veranstaltung zum 8. Mai nach dem Rückzug des Hauptredners Alfred Dregger nicht stattfinden konnte, hat der ganzen Bewegung entscheidendes von ihrem Elan genommen und der Gegenseite den Mut eingeflößt, ihren unerwartet großen Erfolg zu nutzen. Eine wichtige Rolle spielten außerdem die Veränderungen im wirtschaftlichen Gefüge des Springer-Konzerns, aus dem Fleissner ausschied.

Das Scheitern der Veranstaltung zum 8. Mai hatte eine Signalfunktion, da es zeigte, daß die Neue Demokratische Rechte keinen ausreichenden Rückhalt im bürgerlichen Lager besaß, daß Zitelmanns Versuch, sehr heterogene Gruppen – von der Schmidt-SPD über die Nationalliberalen und Teile der Union bis zu den Konservativen – in der Aktion zu vereinen, nicht über den Mangel an „Weltanschauung“ hinwegtäuschen konnte und daß der Gegner keineswegs bereit war, die prinzipielle Legitimität einer wie immer positionierten „Neuen Rechten“ anzuerkennen. Indikatoren für diese eigenartige Schwäche hatte es trotz der außerordentlichen Medienwirksamkeit von Zitelmanns Aktionen auch schon vorher gegeben: Abzulesen an der Verhinderung der Präsidentschaftskandidatur Steffen Heitmanns im November 1993, dem explizit vorgeworfen wurde, die Ideen der „Neuen Rechten“ zu vertreten, ebenso wie an dem folgenlosen Versanden einer Artikelserie zum Thema „What's right“, die die *FAZ* im April 1994 eröffnete und zwei Monate später beendet, nachdem man schon vorher aus Ängstlichkeit kaum Vertreter der rechten Intelligenz hatte zu Wort kommen lassen.

Norbert Seitz: *Die „What's right?“-Debatte. Das zaghafte Herantasten an eine zivile Rechte*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*. Beilage zur Wochenzeitung *Das Parlament*, B 10 vom 3. März 1995, S. 23-27

Die Folge der scheinbar nur punktuellen Niederlage war eine immer weitergehende Verschärfung des Kurses gegenüber dem schon geschlage-

nen Feind. Hatte man es in der vorangegangenen Zeit noch für ausreichend gehalten, die „neue konservative Intelligenz" als solche zu bekämpfen, schien es jetzt bis in die liberalen Blätter notwendig, die Betreffenden als „rechtsradikal" oder schlimmeres zu apostrophieren. Mit großem Aplomb verkündete der niedersächsische Innenminister wenige Tage nachdem die Münchener Veranstaltung abgesagt worden war, die Notwendigkeit, die „Neue Rechte" durch den Verfassungsschutz beobachten zu lassen, da nicht ausgeschlossen werden könne, daß die Unterzeichner des Aufrufs „Gegen das Vergessen" dem organisierten Rechtsextremismus intellektuell Vorschub leisteten.

Der rationale Kern dieses Verhaltens politisch einflußreicher Kreise lag in der Angst begründet, daß die von der Neuen Demokratischen Rechten betriebene Aufkündigung des „antinazistischen Konsenses" und der „Westbindung" – wobei es tatsächlich um die Wiederherstellung des „antitotalitären Konsenses" (der notwendig den Kampf gegen die extreme Linke einschloß) und die Formulierung einer neuen außenpolitischen Linie für die „Berliner Republik" ging – eine grundsätzliche Machtverschiebung bedeutet hätte. Daran war keine der Gruppen interessiert: die Linke nicht, die sich zu einer mehr als partiellen Vergangenheitsbewältigung gezwungen sehen hätte, und die Mitte nicht, die „ihren" Sieg von 1989 verstanden wissen wollte als Ergebnis einer kontinuierlichen politischen Entwicklung, die mit der Politik Adenauers begann und mit derjenigen Helmut Kohls ihr Ziel fand. Es gehörte zu den nachhaltigen Irritationen innerhalb der Neuen Demokratischen Rechten, daß gerade diejenigen Führer der Union, allen voran Wolfgang Schäuble, deren Auffassungen die größte denkbare Schnittmenge mit ihren eigenen aufwiesen, aus rein taktischen Erwägungen auf Distanz gingen.

Was im Zusammenhang mit der Auseinandersetzung um die Neue Demokratische Rechte gelegentlich als Wiederkehr von Weimarer Verhältnissen bezeichnet wurde, hatte im Grunde nur zu tun mit der Herstellung des gewöhnlichen politischen Pluralismus, der sich entgegen einem tief eingewurzelten deutschen Harmoniebedürfnis durch die *Unterschiedlichkeit* der Anschauungen auszeichnet. Der von den Medien absichtsvoll panisch kommentierte „Rechtsruck" erwies sich bei näherer Betrachtung als eine sehr moderate Korrektur jener Linksverschiebung des Koordinatensystems, die über drei Jahrzehnte hinweg vonstatten gegangen war.

Zweierlei Pflicht
Das Schicksal der Brüder Hößlin

von Klaus Hammel

Claus von Stauffenberg wird eine Aussage zugeschrieben, die er wohl im Zusammenhang mit den Erfolgsaussichten des Umsturzversuchs vom 20. Juli 1944 gemacht hat: „.... als Mensch glaube ich, daß der Himmel denen gnädig ist, die in der Erfüllung ihrer Aufgabe alles opfern". Trotz der vordergründigen Bekenntnisse zum Widerstand als Pfeiler des staatlichen Selbstverständnisses der Bundesrepublik gibt es Anlaß zu der Vermutung, daß die deutsche Öffentlichkeit kritischer in der Würdigung der Erhebung gegen das Regime ist, als die göttliche Instanz, von der Stauffenberg sprach.

Peter Hoffmann: *Claus Schenk Graf von Stauffenberg und seine Brüder*, Stuttgart 1992

Der Widerstandsbewegung werden in der (west)deutschen Gesellschaft heute vor allem drei Vorwürfe gemacht:

(1) Ihre Beweggründe für den Umsturz und ihre Pläne für die Zeit danach seien an nationalkonservativen Idealen ausgerichtet gewesen, die sich kaum von nationalsozialistischen Vorstellungen unterschieden. Bei den Widerständlern habe es sich also nicht um Demokraten gehandelt.

(2) Der militärische Anteil der Opposition gegen Hitler stellte nur eine kleine und unbedeutende Gruppierung im Vergleich zur überwiegend nationalsozialistisch orientierten Wehrmacht dar.

(3) Die Kriegskoalition gegen das nationalsozialistische Deutschland beruhte auf einem „antifaschistischen Konsens". Hauptträger des „antifaschistischen" Kampfes sei die Sowjetunion gewesen. Infolgedessen kann ein Grundgedanke des Widerstandes, nämlich den Kampf gegen die Rote Armee nach der erfolgreichen Erhebung fortzusetzen, um eine Bolschewisierung Deutschlands und damit Mitteleuropas zu verhindern, und gegebenenfalls die Front gegenüber den westlichen Alliierten zu öffnen, nur als problematisch, schlimmstenfalls selbst als „faschistisch" eingestuft werden.

Wenn schon die Würdigung der Verschwörung gegen Hitler so negativ ausfällt, dann kann die Beurteilung der Wehrmacht, die angeblich will-

fährig den Krieg des Regimes bis zum bitteren Ende fortsetzte, nur noch kritischer sein. Dabei werden Gründe für das Durchhalten und den Einsatz an der Front, die beispielsweise auch auf das Verhalten und die Zielsetzungen der Kriegsgegner zurückzuführen sind, nicht mehr anerkannt. Norbert Blüm meinte vor einigen Jahren, man müsse die ungeheuerlichen Verbrechen in den Vernichtungs- und Konzentrationslagern unter dem Gesichtspunkt betrachten, daß sie weitergehen konnten, so lange die deutschen Fronten hielten – was unterstellt, daß die Wehrmachtsverbände von diesen Verbrechen wußten, sie in Kauf nahmen oder sich gar mit ihnen identifizierten. Ausgelöst von der Diskussion über tatsächliche Kriegsverbrechen der Wehrmacht hat der Publizist Ralph Giordano zuletzt die Auffassung vertreten, die Wehrmacht sei insgesamt als „verbrecherische" Organisation zu beurteilen, weil sie einem von Anfang an verbrecherischen Krieg diente. Das Urteil gelte auch für die Soldaten, die im guten Glauben und anständig kämpften.

Am Beispiel zweier Offiziere, Roland und Hartmut von Hößlin, einem ungewöhnlichen Brüderpaar, sei hier der Berechtigung solcher Vorwürfe – gegen den Widerstand einerseits, gegen die Wehrmacht andererseits – nachgegangen. Beide verband ihre Herkunft und die Tradition ihres Standes, beide waren Berufssoldaten, beide wurden wegen Tapferkeit vor dem Feinde hoch dekoriert. Trotzdem fällten sie in derselben Situation sehr unterschiedliche Entscheidungen. Der eine sah sich veranlaßt, aktiv an der Ausschaltung des Diktators teilzunehmen, der andere kämpfte – trotz seines Wissens um das Schicksal des Bruders – weiter für eine hoffnungslose Sache.

August Graf Kageneck: *Zwischen Eid und Gewissen. Roland von Hößlin – Ein deutscher Offizier*, Berlin 1991

Roland von Hößlin wurde im Februar 1915 in eine alte schwäbische Adelsfamilie hineingeboren. Über viele Jahrzehnte hinweg hatten seine Vorfahren im bayerischen 4. Chevauleger Regiment, dem „Königs"-Regiment, in Augsburg gedient. Sein Vater Hubert von Hößlin stieg bis 1943 zum Generalmajor auf. Er war Chef des Stabes des Stellvertretenden Generalkommandos III in Wiesbaden.

Noch vor dem Abitur trat Roland von Hößlin 1933 in das (bayer.) Reiterregiment 17 der Reichswehr in Bamberg ein. Er verbrachte die Dienstzeit bis zum Kriegsausbruch in derselben Einheit, die später in Kavallerieregiment 17 umbenannt wurde. Die Stellenbesetzung zum Januar 1939 weist neben ihm so unterschiedliche Persönlichkeiten wie Ludwig Freiherr von Leonrod (als Widerständler im August 1944 hingerichtet), Peter Sauerbruch (Sohn des berühmten Chirurgen), Walter Frick (Sohn des Innenministers Frick, ungeachtet dessen ein Freund Hößlins) oder Emil Graf von Spannocchi, den späteren Generaltruppeninspekteur des österreichischen Bundesheeres, aus. Im Regiment gedient hatten Claus Graf von Stauffenberg (bis 1934) sowie Freiherr von Thüngen und Graf Marogna-Redwitz, alle drei ebenfalls im Zusammenhang mit dem 20. Juli 1944 hingerichtet.

Roland von Hößlin sah blendend aus, er war intelligent und ein überdurchschnittlicher Offizier. Als er im Jahr 1942 Kommandeur der Aufklärungsabteilung 33 in Nordafrika wurde, äußerte Rommel: „Der Hößlin ersetzt mir mit seiner Abteilung eine ganze Division." Hößlin wurde mit dem Ritterkreuz ausgezeichnet, dann erlitt er bei einem Einsatz eine schwere Verwundung an Arm und Hand. Längere Lazarettaufenthalte schlossen sich an, kriegsverwendungsfähig war Hößlin danach nicht mehr. Noch 1944 erhielt er im Alter von 29 Jahren die Beförderung zum Major.

Wie viele andere Offiziere seiner Generation, die sich der Militäropposition anschlossen, fand Hößlin erst relativ spät den Weg zum Widerstand. Die moralische Verwerflichkeit des Systems war ihm allerdings schon früher klar. Bereits 1943 hatte er einem Kameraden die Frage gestellt: „Glauben Sie, daß wir unter diesem Regime noch das Recht haben, den Krieg zu gewinnen?" Im April 1944 – inzwischen Kommandeur einer gepanzerten Ausbildungs- und Ersatzabteilung im ostpreußischen Insterburg – stellte er sich Stauffenberg, seinem Regimentskameraden, für den Umsturz zur Verfügung. Seine Aufgabe sollte es für den Fall des gelungenen Staatsstreichs sein, mit Kräften der Abteilung Organe der Partei und der SS in Königsberg auszuschalten, gegebenenfalls auch die Abschirmung des Führerhauptquartiers zu übernehmen. Im allgemeinen Befehlswirrwarr des 20. Juli wurde Hößlins Abteilung allerdings nicht alarmiert.

Erst in den folgenden Tagen erfuhr er von der Tatsache, den Begleitumständen und den Ursachen des gescheiterten Putsches. Über sein mögliches Schicksal konnte er nur spekulieren und hoffen. In einem Brief an seine Eltern schrieb er im Juli tief niedergeschlagen: „An die Front gehen und dort den Tod suchen, erscheint mir als der einzige noch ehrenhafte Ausweg, dabei noch als der einfachste."

Am 23. August 1944 wurde Hößlin durch die Gestapo verhaftet, seine Verhandlung vor dem Volksgerichtshof auf den 13. Oktober festgelegt. Das Todesurteil erschien unausweichlich. Einen Tag vor der Aufnahme des Verfahrens schrieb er an seine Eltern und Geschwister: „Nur noch wenige Stunden trennen mich von den Unvergeßlichen, die in diesem Kriege ihr Leben geopfert haben .... Meine äußere Ehre als Offizier ist mir genommen. Der Erfolg und die Tatsachen sprechen gegen mich. Das letzte Urteil spricht die unbestechliche Geschichte. Ich mag geirrt haben. Der Antrieb meines Handelns war jedoch nur die Pflicht. Ich fühle meine innere Ehre unverletzt." Mit anderen Angeklagten wurde Hößlin noch am Tag des Prozeßbeginns zum Tode verurteilt und in Plötzensee durch den Strang hingerichtet. Die Mitteilung über die Vollstreckung des Urteils erreichte die Eltern zusammen mit den letzten Briefen erst einen Monat später, am 15. November 1944. Der Vater erhielt die Nachricht über die Hinrichtung des „ehemaligen Major Roland von Hößlin" zusammen mit der Anweisung: „Die Veröffentlichung einer Todesanzeige ist unzulässig."

Welche Gefühle die Angehörigen Roland von Hößlins bewegten, zunächst in der Zeit der Ungewißheit nach der Verhaftung, dann nach Erhalt der Todesnachricht, darüber sagt die Schilderung des Sachverhalts nichts aus. Welchen Gefühlen jedoch war der Verhaftete ausgesetzt, in der brennenden Sorge um sein Land, das Scheitern beim Versuch, dessen Los zu ändern, und nun ein unabwendbares Schicksal vor Augen? Ewald von Kleist, selbst an mehreren Attentatsversuchen und am Umsturz in der Bendlerstraße beteiligt und heute der letzte Überlebende aus dem Kreis der Handelnden jener Zeit, schreibt über seine Begegnung mit Hößlin im Zuchthaus Tegel: „An diesem ersten Morgen trat mir gegenüber aus seiner Zelle ein Aristokrat. Ich hatte keine Ahnung, wer er war, empfing aber einen außerordentlich starken sofortigen Eindruck durch seine Haltung, die mit Worten schwer zu beschreiben ist. Man hatte das Gefühl, daß er von seiner Umwelt keine Notiz nahm, für die ihm zugefügten Erniedrigungen Verachtung empfand und in seiner ganzen Haltung eine beeindruckende Souveränität ausstrahlte. Es sind jetzt fast 60 Jahre vergangen, und man hat natürlich einiges erlebt. Trotzdem, dieses Bild eines erstaunlich eindrucksvollen und vornehmen Mannes ist mir nach wie vor ganz und gar gegenwärtig."

Hartmut von Hößlin hat freundlicherweise erlaubt, diese Sätze aus einem Brief Kleists an ihn zu zitieren. Er wurde vier Jahre nach seinem Bruder im März 1919 in München geboren. Bescheiden spricht er bis heute immer von seinem „großen" Bruder, der durch die Ausprägung seiner Talente und den Ablauf seines Lebens viel bedeutender gewesen sei als er selbst.



Roland von Hößlin

Nach dem Abitur wurde Hartmut von Hößlin Soldat im Artillerieregiment 7, dem Artillerieregiment der bekannten 7. bayerischen Infanteriedivision. Er diente in diesem Regiment ohne Unterbrechung bis zum Mai 1945. Nach der Beförderung zum Leutnant 1939 war er mit seiner Einheit im Polen- und Frankreichfeldzug und danach fortwährend bis zum Kriegsende in Rußland eingesetzt. Er wurde Batteriechef, Regimentsadjutant und ab 1944 Kommandeur einer Artillerieabteilung. Trotz der „Belastung" durch seinen Bruder erhielt er im April 1945 ebenfalls das Ritterkreuz. Im Mai 1945 geriet er mit seiner Division im Raum Dan-

zig in sowjetische Kriegsgefangenschaft. Er wechselte durch insgesamt sechs Lager, sein Leben glich dem von Hundertausenden seiner deutschen Kameraden. Unter seinen Schicksalsgenossen waren so bekannte Persönlichkeiten wie Major Erich „Bubi" Hartmann, der berühmte Jagdflieger, und Karl-Günter von Hase. Als ehemaligem Offizier wurde ihm nach der Rückkehr aus Rußland, 1949, ein Studium verwehrt. Als „Altlehrling" begann er mit 31 Jahren eine Banklehre. Im Verlaufe seines Berufslebens bekleidete er für seine Bank leitende Positionen in verschiedenen Städten, zuletzt in Augsburg.

Am 20. Juli 1944, so schildert er es in einer kleinen, nur für einen privaten Kreis gedachten Broschüre, stand er seit fünf Jahren an der Front. Er war wie erwähnt seit drei Monaten Kommandeur einer Abteilung und ist sicher, die Namen Stauffenbergs oder Mertz von Quirnheims damals noch nie gehört zu haben. „Am Abend dieses Tages kamen die ersten Meldungen über das Attentat auf Adolf Hitler. Ich hatte ein Feldfunkgerät und war in der Lage, die Abendnachrichten zu empfangen. Natürlich hatte ich keine Ahnung von Rolands Kontakt mit Stauffenberg, seiner Mitwisserschaft und seiner im Walküreplan übernommenen Rolle." Betroffen nahm er in den folgenden Tage von den Namen weiterer Verschwörer Kenntnis. Im kleinsten Kreis äußerte er die Auffassung: „Wenn ich mir die Namen überlege, die da jetzt gerade genannt worden sind, dann kann ich mir nur vorstellen, daß sie aus Idealismus gehandelt haben."



Hartmut von Hößlin

Hartmut von Hößlin wurde von einem jungen Leutnant wegen dieser Äußerung denunziert. Nach einem Vier-Augen-Gespräch mit seinem wohlwollenden Regimentskommandeur (von denen es damals mehr gab, als wir heute zugestehen wollen) wurde seine Bemerkung dahingehend „umgebogen", daß er sich über „*fehlgeleiteten* Idealismus" geäußert habe. Einige Tage nach den Eltern erfuhr Hößlin von der Hinrichtung des Bruders. Im Rahmen seiner Division stand er damals, im November 1944, in harten Rückzugskämpfen gegen die Rote Armee am Narew, nicht weit von der Grenze zu Ostpreußen entfernt. Die persönliche Verletzung, der Schmerz und die Empörung sind leicht nachvollziehbar. Was waren seine Motive, trotzdem einem Regime weiter zu dienen, das seinen Bruder getötet hatte, eine hohe Tapferkeitsauszeichnung anzunehmen und sich nach dem Kriege dazu zu bekennen?

Andreas Hillgruber: *Zweierlei Untergang. Die Zerschlagung des Deutschen Reiches und das Ende des europäischen Judentums*, Berlin 1986

Den Schilderungen Hößlins ist zu entnehmen, daß sein Hauptbeweggrund war, seine Kameraden, mit denen ihn das Erleben an der Front verband, bei dem bevorstehenden harten Schicksal nicht im Stich zu lassen. Darüber hinaus war er in die politische und militärische Lage einbezogen, in der sich die Wehrmacht allgemein und vor allem das Ostheer im Herbst 1944 befand. Andreas Hillgruber äußerte in seiner Studie *Zweierlei Untergang* über diese Situation: „Schaut der Historiker auf die Winterkatastrophe 1944 / 45, so bleibt nur eine Position, auch wenn sie im Einzelfall oft schwer einzulösen ist: Er muß sich mit dem konkreten Schicksal der deutschen Bevölkerung im Osten und mit den verzweifelten und opferreichen Anstrengungen des deutschen Ostheeres und der ... Marine im Ostseebereich identifizieren, die die Bevölkerung des deutschen Ostens vor den Racheorgien der Roten Armee, den Massenvergewaltigungen, den willkürlichen Morden .... zu bewahren und .... den Ostdeutschen den Fluchtweg zu Lande oder über See nach Westen frei zu halten suchten." Und an anderer Stelle heißt es: „Jede Stadt, jede Siedlung, jede Landschaft, die die deutschen Truppen beim Zusammenbruch der Ostfront im Winter 1944 / 45 aufzugeben gezwungen waren, war in einem ganz elementaren Sinne für immer für Deutschland und für seine deutschen Bewohner verloren."

Nur eine oberflächliche Betrachtungsweise, die die Umstände der damaligen Zeit vollkommen ausblendet, kann die Zwänge ignorieren, die

Christopher Duffy: *Der Sturm auf das Reich. Der Vormarsch der Roten Armee 1945*, München 1994

aus dieser Situation folgten. Der britische Militärhistoriker Christopher Duffy schreibt in seinem Buch *Red Storm on the Reich* über die vorhersehbaren Begleitumstände des Einfalls der Roten Armee in Deutschland: „Die Kommandeure der verschiedenen Ebenen mußten keine Mitglieder der SS sein oder Bewunderer Hitlers, um davon überzeugt zu sein, daß sie nun für eine `gerechte Sache´ kämpften, deren Motiv in der Aufgabe lag, Millionen ziviler Flüchtlinge zu retten". So ist es kein Wunder, daß ausgesprochene Gegner des Regimes, wie der ehemalige Adjutant Hitlers, General Hossbach, oder General Röhricht, ein früherer Gefolgsmann des von den Nationalsozialisten ermordeten Reichskanzlers Schleicher, für die Fortsetzung des Kampfes gegen die Sowjetunion eintraten.

Duffy schildert das abstoßende Verhalten von Parteigrößen oder Offizieren, die die rechtzeitige Flucht der Bevölkerung verhinderten und mit drakonischen Maßnahmen ein „Durchhalten" erzwangen (und sich danach selbst als erste in Sicherheit brachten) ebenso, wie das Verantwortungsbewußtsein von Führern der Wehrmacht, die alles zur Rettung der Bevölkerung unternahmen, sinnlose Befehle mißachteten und das Los der Truppe bis in die Gefangenschaft teilten: „... Deutschlands Ehre wurde gewahrt durch die Hingebung von Männern wie Hossbach, Reinhardt, ... von Saucken, Lasch, von Ahlfen, Niehoff oder vielen anderen, die bewiesen, daß das Verantwortungsgefühl für die Bewahrung humanitärer Prinzipien im Einklang stand mit der Erfüllung soldatischer Pflichten". Hartmut von Hößlin gehört auch in diese Reihe.

Zwar unterschied sich die Lage im Juli 1944 grundlegend von der im Winter 1944 / 45. Was seinerzeit als wahrscheinlich vor Augen stand, war nun unabweisbar Wirklichkeit geworden. Aber daß auch die Männer des 20. Juli die Fortsetzung des Kampfes im Osten für notwendig hielten, zeigt das Maß an gemeinsamer – nicht allein militärischer, sondern auch moralischer – Haltung, das sie mit vielen Offizieren verband, die wie Hartmut von Hößlin niemals den Weg in den Widerstand gefunden hatten oder diesen Weg ganz bewußt nicht zu gehen bereit waren. Ihnen ohne Umstände die Ehre abzuschneiden und ihr Tun als verwerflich zu betrachten, kann der tragischen Situation, in der sie sich als Deutsche und als Soldaten befanden, keinesfalls gerecht werden.

Wie eingangs erwähnt, ist es aber auch verfehlt, anzunehmen, daß die Zugehörigkeit zum Widerstand vor der Unnachsichtigkeit der Spätgeborenen bewahrt. Jedenfalls haben sich die Maßstäbe für die Beurteilung der Opposition gegen das NS-Regime im Laufe der Zeit bedenklich verschoben. Während die Gruppen des konservativen militärischen und zivilen Widerstands wegen ihrer politischen Orientierung ins Zwielicht geraten sind, hat es gleichzeitig eine massive Aufwertung des kommunistischen Untergrunds gegeben, nicht zuletzt durch den Wegfall der Unterscheidung von Hochverrat und Landesverrat bei der Beurteilung der Opposition und ihrer Ziele. Peter Steinbach, der Leiter der Zentralen Gedenkstätte Deutscher Widerstand gehört zu den Protagonisten dieser Tendenzen. Er hat unter anderem dafür gesorgt, daß heute auch das Nationalkomitee Freies Deutschland oder die Spionagegruppe „Rote Kapelle" als Teil des Widerstands aufgefaßt werden. Bei den Gedenkfeiern zur 50. Wiederkehr des 20. Juli im Jahr 1994 kam es deshalb zu Auseinandersetzungen und Streitigkeiten, die ein helles Licht auf den Umgang der Nation mit diesem Erbe werfen. Damals schrieb Jens Jessen in der *Frankfurter Allgemeinen* über die eigenartige Rolle des Widerstands für die politische Identität in Nachkriegsdeutschland: „Daß die Widerständler aus eigenem und mit eigenem Recht gehandelt haben könnten, daß überhaupt irgend etwas in der deutschen Geschichte nicht der Bundesrepublik vorgearbeitet haben könnte, und trotzdem Moral und Würde auf seiner Seite hat, ist das Undenkbare dieses Staates. Es ist sein Tabu."

Roland Freisler, der Vorsitzende des Volksgerichtshofes, hat den Verurteilten voller Verachtung und Häme zugerufen: „Volk und Geschichte werden künftig über sie schweigen. Der Untergang in der Geschichte ist ihnen gewiß." Wir sollten darauf achten, daß diese Prophezeiung nicht doch, wenngleich auf andere Art und Weise als Freisler gedacht hat, in Erfüllung geht.

Eine reine Revolte
Nachbemerkung zum 17. Juni 1953

von Karlheinz Weißmann

Wahrscheinlich wurde in diesem Jahr das letzte Mal mit solcher Intensität an die Ereignisse des 17. Juni 1953 erinnert. Daß die meisten Teilnehmer und Zeitzeugen schon betagt oder verstorben sind, ist dabei von geringer Bedeutung. Den Ausschlag gibt, daß der 17. Juni keinen Platz mehr im Kollektivgedächtnis der Deutschen hat. Er ist einer besonderen Art von „Historisierung" zum Opfer gefallen, einem Prozeß, der mit der Entwertung des 17. Juni als „Tag der deutschen Einheit" begann.

Gerade weil die westdeutsche Regierung und maßgebende gesellschaftliche Kräfte, vor allem die Gewerkschaften, das aktive Eingreifen in die mitteldeutsche Aufstandsbewegung für unverantwortlich gehalten hatten, gab es nach dem Scheitern der Erhebung einen breiten Konsens über deren Bedeutung. Das gilt, obwohl die Akzente verschieden gesetzt wurden. Während die Bürgerlichen den Charakter des Volksaufstands hervorhoben, versuchte die SPD, die Revolte als Sache der Arbeiter zu reklamieren und die Linke als Wahrerin der nationalen Interessen darzustellen. Immerhin war es Herbert Wehner, der als Mitglied des Gesamtdeutschen Ausschusses im Bundestag die Bezeichnung „Tag der deutschen Einheit" vorschlug, und bis in die sechziger Jahre unterstützten Sozialdemokraten und DGB die eindrucksvollen Demonstrationen zum 17. Juni, die ausdrücklich das Ziel hatten, den Gedanken der Wiedervereinigung wachzuhalten.

Das änderte sich nachhaltig bei Regierungsübernahme der sozialliberalen Koalition. Denn die „Neue Ostpolitik" des Kabinetts Brandt-Scheel, die anfangs noch mit einer prononciert nationalen Zielsetzung verteidigt worden war, wurde bald ganz an der *Détente* der Supermächte ausgerichtet. Die Entspannung, die die Vereinigten Staaten und die Sowjetunion anstrebten, sollte aber vor allem dazu dienen, deren Machtbereiche zu sichern, was nur um den Preis der Spaltung Deutschlands möglich war. Ein Gesichtspunkt, der die Deutschen selbst je länger je weniger beunruhigte. Sie wünschten den Verheißungen Glauben zu schenken, die ein neues Zeitalter in Aussicht stellten, das den Fortschritt der Menschheit durch Gewaltverzicht und Kollektive Sicherheit befördern würde.

Die Neigung, Entspannungspolitik mit Illusionen über den Sowjetblock, die dort herrschenden Regime und ihre militärischen Absichten zu verknüpfen, ließ bis dahin von allen Parteien der Bundesrepublik akzeptierte deutschlandpolitische Positionen als „entspannungsfeindlich" und insofern verwerflich erscheinen. Dazu gehörte zwangsläufig der Umgang mit dem 17. Juni, denn jeder Bezug düpierte die DDR-Führung und mußte daran erinnern, daß gerade die Sozialdemokratie lange Zeit auf eine Wiederholung des Aufstands (mit Hilfe ihres „Ostbüros") gesetzt hatte. Die Privatisierung des Feiertags in der Konsumgesellschaft der sechziger Jahre – die Neigung, sich „aus Anlaß des vergeblichen Sterbens anderer ... einen guten Tag" (Waldemar Besson) zu machen – erklärt den Bedeutungsverlust des 17. Juni also nur zum Teil. Entscheidender war die gewollte Delegitimation. Als 1978 aus Anlaß des fünfundzwanzigsten Jahrestags Teilnehmer des Aufstands zu Wort kamen, fand sich darunter auch Horst Ballentin, der als junger Arbeiter mitgeholfen hatte, die rote Fahne vom Brandenburger Tor herabzureißen. Angesichts der Einstellung vieler Westdeutscher zu den damaligen Ereignissen sagte er: „Niemals würde ich nochmals die Fahne herunterholen. Für wen?"

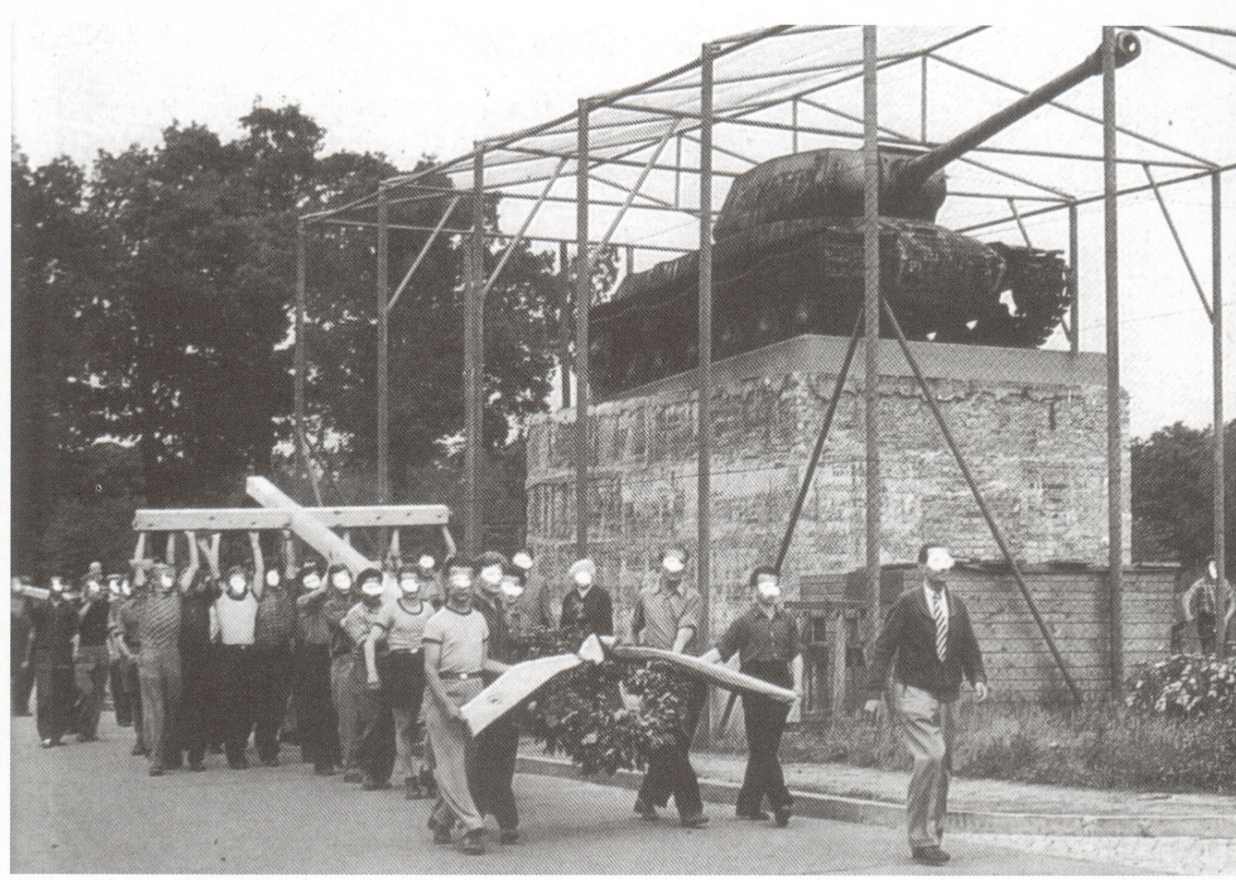
Seit dem Beginn der achtziger Jahre wuchs die Zahl der Versuche, den 17. Juni als „Tag der deutschen Einheit" vollständig zu beseitigen. In den Begründungen fand sich neben dem obligatorischen Hinweis auf das Desinteresse der Be-

völkerung eine Mischung aus der „Tag X“-Theorie wie sie die SED vertrat (Westagenten und Lumpenproletariat hatten die Erhebung inszeniert und die Massen verführt), der Leugnung der nationalen Ziele des Aufstands und dem offenen Verlangen, jeden Gedanken an die Einheit aufzugeben. So plädierte der sozialdemokratische Justizminister Jürgen Schmude 1982 offen für die Ersetzung durch einen „Verfassungstag“, und noch am 15. Juni 1989 trat der Bundesvorstand der Grünen mit der Forderung an die Öffentlichkeit, „... den 17. Juni im Westen als Feiertag abzuschaffen“, der „propagandistisch ausgeschlachtet und für antikommunistische Zwecke mißbraucht“ worden sei. Nur mit Mühe konnte der Boykott der Feierstunde des Bundestags durch die Grünen-Fraktion abgewendet werden.

Die unmittelbar folgenden Ereignisse haben die Linien der Entwicklung völlig verändert. Wer als Bundesbürger nach der Öffnung der Mauer mit Menschen aus der DDR sprach, mußte den Eindruck gewinnen, daß es in Mitteldeutschland – gegen den ängstlich gewahrten Anschein – sehr wohl eine Erinnerung an den 17. Juni gegeben hatte. Regelmäßig wurde die Sorge laut, daß sich die Ereignisse wiederholen und erneut sowjetische Panzer rollen könnten und der Westen tatenlos beiseite stehen würde. Daß es dazu nicht kam, gehört zu den wenigen Glücksmomenten der neueren deutschen Geschichte. Allerdings hat es dieses Glücksmoment – mehr noch als die Aufhebung des 17. Juni als Nationalfeiertag unmittelbar nach dem Vollzug der Einheit - den Deutschen schwer gemacht, den antikommunistischen Widerstand und mit ihm den 17. Juni überhaupt angemessen zu beurteilen.

In einer weiteren Perspektive erscheint die mitteldeutsche Revolte als Fanal einer Aufstandsbewegung, die vom Tod Stalins ausgelöst worden war und nicht nur von kleineren Streiks und Demonstrationen in der Tschechoslowakei begleitet wurde, sondern schon am 24. Mai 1953 mit einer Gefangenenrevolte im sibirischen Lager Norylsk begonnen hatte und zur Entstehung einer regelrechten „Katorgan-Armee“ (nach dem russischen Wort *katorgan* für Kettenhäftling) im Gulag führte, die von sowjetischen Truppen erst 1954 mit brutalen Mitteln niedergekämpft werden konnte. Die Erhebungen hatten niemals nur eine Verbesserung der Haftbedingungen zum Ziel, sondern immer eine prinzipielle Stoßrichtung: „Nieder mit der Sklaverei! Tod dem Kommunismus! Tod den moskowitischen Henkern!“

Die Geschichte des Sowjetblocks in den vierziger und fünfziger Jahren war auch die Geschichte einer dauernden, wenngleich unkoordinierten Resistance gegen die Unterdrückung, die ihren sichtbarsten Ausdruck in der polnischen Arbeitererhebung und der ungarischen „Volksrevolution“ von 1956, zuerst aber im Aufstand des 17. Juni fand. Für die anderen Nationen, die unter sowjetischer Herrschaft gelitten haben, sind diese Ereignisse selbstverständlich Gegenstand ehrenvoller Erinnerung. Daß der Widerstand erfolglos war und in mancher Hinsicht zur Stabilisierung des Ostblocks beitrug, tut dem keinen Abbruch. Nur die Deutschen haben Mühe, den Wert dieser „reinen Revolte“ (Günther Zehm) anzuerkennen.



Flüchtlinge des 17. Juni errichten am 25. Juni 1953 ein Gedenkkreuz

Neue Weltsicht, alte Schweinereien

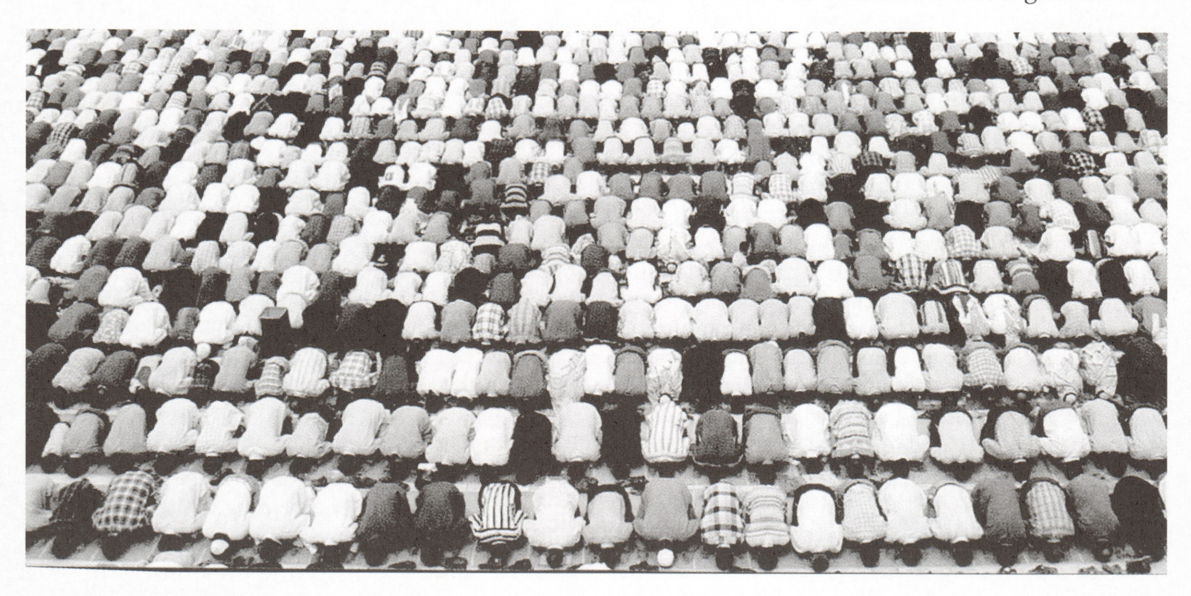
von Rolf Stolz

Die „Islamische Gemeinschaft Milli Görüs“ (IGMG), jene in den siebziger Jahren unter anderem Namen von dem daheim momentan etwas ins Abseits geratenen Ex-Ministerpräsidenten Erbakan gegründete größte und mächtigste Fundamentalistenorganisation auf deutschem Boden, ist in Otto Schilys Verfassungsschutzbericht unter der Rubrik „Ausländerextremismus“ zu finden – noch. Wie lange noch? Wo der diktatorisch von dem Süleymanli-Geheimorden geführte „Verband Islamischer Kulturzentren“ (VIKZ) so wenig unter den offiziell genannten Verfassungsfeinden zu finden ist wie die ursprünglich vom türkischen Staat installierte, aber längst weitgehend von islamistischen Ultras dirigierte „DITIB“, wo ein praktizierender Muslimbruder wie Nadeem Elyas zum Vorzugsgesprächspartner der Thierse, Kock & Co geworden ist, wittern die Jünger Erbakans Morgenluft – zumal sie ja per Runderlaß des türkischen Außenministers quasi zum verlängerten Arm der Ankaraer Islamistenregierung in Westeuropa befördert wurden. Längst schon gelang es ihnen, von naiven Kirchenoberen wie von nach Stimmvieh Ausschau haltenden Politikastern das Testat des um Integration bemühten Biedermanns zu erhalten. Was dem ungläubig staunenden und zweifelnden Polittheater-Publikum hier als Resozialisierung von Ex-Terroristen und Integration gläubiger Muslime in die Gesellschaft verkauft wird, ist in Wirklichkeit nichts anderes als der Versuch eines diktatorisch geführten islamistischen Netzwerks, die alten Ziele auf neuen Wegen durchzusetzen, indem man zeitweise die Parolen abändert, taktisches Verschweigen und Verhüllen – also die vom politischen Islam seit alters her anempfohlene *Taquia* – betreibt und mit hinreichend naiven und unpolitischen Gesprächspartnern eine als „Dialog“ getarnte Gehirnwäsche startet. Sind das zu harte Worte, womöglich gar Vorurteile über Ausländer, die wir intoleranten eurozentrischen Rassisten unbelehrbar wiederkäuen ?

Nun, machen wir eine Lackmusprobe. Schauen wir uns an, wie Milli Görüs es im praktischen Leben mit der Demokratie hält, wie man mit Kritikern umgeht. Denn nicht das abstrakte, rituell abgesonderte Bekenntnis zum Rechtsstaat entscheidet - es kommt immer darauf an, ob Andersdenkende respektiert werden, ob Kritik ausgehalten und aufgenommen wird. Kritik an Milli Görüs gibt es in reichlichem Umfang und seit gut drei Jahrzehnten. Es hat sie gegeben, als im Januar 1980 aus einer Berliner Moschee der IGMG-Vorläuferorganisation AMGT gut achtzig aufgehetzte Islamisten hervorstürmten und Celalettin Kestim, einen linken türkischen Lehrer, der gerade Flugblätter verteilte, überfielen und ermordeten – was im übrigen weitgehend ungesühnt blieb, sieht man von einigen lächerlichen (Bewährungs)Strafen und Freizeitarresten ab. Die Kritik hat es gegeben, als die IGMG Ende der achtziger Jahre ihre Vorgehensweise modifizierte und etwa die alte antisemitische Hetze nur noch auf türkisch veröffentlichte beziehungsweise den Anhängern die Lektüre entsprechender türkischer Autoren empfahl.

Eine Zeitlang hat die IGMG diese Kritik dann weitgehend ignoriert und eher die eigenen Bataillone gesammelt als die gegnerischen angegriffen. Aber offenkundig geht diese Etappe zu Ende. Man fühlt sich stark genug, die Reihen marschieren geschlossen, die Deutschen sind teils atomisiert-entpolitisiert, teils noch im Multikulti-Rausch halb und halb anislamisiert, und die wenigen Wachen, die den Tiefschlaf des deutschen Nachtwächterstaats stören, kann man als rechtsextreme Ruhestörer und hysterische Emanzen verbellen. Jetzt scheint der IGMG die Zeit gekommen, zunächst all diejenigen Publizisten und Journalisten moralisch-politisch zu vernichten, die ihr im Weg stehen. Darin liegt

die eigentliche Ursache dafür, daß die Erbakan-Truppe nicht schon in den neunziger Jahren Alice Schwarzer, Karl Binswanger oder mein 1994 erschienenes Buch *Die Mullahs am Rhein* juristisch verfolgt hat, sondern erst jetzt Ulf Ulfkottes *Der Krieg in den Städten* mit einer Kette von Anträgen auf Einstweilige Verfügungen, Unterlassungserklärungen, Schadenersatzforderungen undsoweiter überzieht – und übrigens gleichzeitig gegen den Herbig-Verlag wegen meines 1997 erschienenen Buches *Kommt der Islam?* juristisch Front macht – weil angeblich eine nachweislich in der Erbakan-Zeitung *Milli Gazete* vom 24. 7. 1986 erschienene Haßtirade nie als Flugblatt der AMGT verteilt worden sei. (Den auf den inkriminierten Text folgenden Satz, in dem es um die Verantwortung der AMGT für den Mord an Kestim geht, stellen die IGMG-Rechtsanwälte übrigens nicht in Frage. Ihr Metier ist es ja, mit an den Haaren herbeigezogenen Kleinigkeiten und Randfragen abzulenken von den Pferdefüßen ihrer Klientel.)



Was sind die Kennzeichen der IGMG-Kampagne?

1. Es wird planmäßig vorgegangen, geradezu generalstabsmäßig.
2. Es wird nicht gekleckert, sondern geklotzt. Geld spielt keine Rolle – das hat man aus dem verbandseigenen Firmenkonglomerat und Aktivitäten, die der *Spiegel* als Anlagebetrug qualifizierte.
3. Man bedient sich renommierter deutscher Rechtsanwaltskanzleien, die gegen Bezahlung für alles zu haben sind. Anscheinend nutzt man, nach den reichlichen Grammatik- und Orthographiefehlern zu urteilen, zum Teil dort tätige Ausländer beziehungsweise Zuwanderernachkommen, die der deutschen Sprache nicht ganz gewachsen sind.
4. Man hofft (leider nicht immer vergeblich) auf deutsche Richter, die aus Feigheit, Angst oder Unkenntnis den Islamisten Persilscheine ausstellen, die sie als arme Opfer und ihre Kritiker als perfide Verleumder erscheinen lassen.
5. Man hofft auf eine hilfreiche Pressekampagne aus der pseudoliberalen Ecke – und dies nicht ganz ohne Grund. Selbst der nicht ganz uninformierte Berliner Journalist Eberhard Seidel-Pielen, der früher einmal den Islamismus kritisierte, bekämpft heute statt Milli Görüs lieber mit Ulf Ulfkotte einen unwillkommenen Konkurrenten um das Kritik- und Deutungsmonopol in Sachen Milli Görüs.
6. Das Kalkül der IGMG ist, daß viele (Schweine)Hunde des Hasen Tod sind, daß jeder Verlag kapitulieren wird, wenn nur das juristische Risiko für ihn groß genug erscheint, daß also mißliebige Bücher nicht mehr erscheinen oder nur noch in abseitigen Kleinverlagen, daß Vor- und Selbstzensur um sich greifen.

Nun haben solche Kalküle ihre Risiken. Bislang ist der Giftweizen von Milli Görüs nicht so recht aufgegangen. Ulfkottes Werk ist gerade auch durch die Verbotskampagne ein sehr erfolgreiches Buch geworden: Die erste Auflage ist mit 25.000 Exemplaren ausverkauft, die zweite in der Auslieferung. Die Steine, mit denen Milli Görüs aus dem Glashaus wirft, fallen auf ihre Schleuderer zurück. Die Hetze wendet sich gegen die Hetzer. Mehr noch: Zwar ist der Widerstand gegen den Islamismus bei weitem schwächer und schlechter organisiert als der islamistische Generalangriff, aber dieser Widerstand hat zugenommen und er hat begonnen, sich zu verbünden und zu vereinheitlichen. Wenn er erst eine feste Form annimmt, dann wird er auch eine Strategie entwickeln – und ein gutes Gedächtnis, auch für diejenigen, die als Deutsche fanatischen Antieuropäern, Christenfressern und Antiaufklärern dabei Schützenhilfe leisten, mit Betrug und Gewalt ein islamisch-halborientalisches „Neues Deutschland" zu errichten. Dort, wo die Gefahren wachsen, wächst zwar nicht von selbst und mit Naturnotwendigkeit das Rettende, aber es wird zu einer Notwendigkeit, um die Not zu wenden, zur einzigen Chance und Hoffnung, daß am Ende statt eines Deutschlands ohne Meinungsfreiheit und ohne Islam-Kritik ein anderes Deutschland sich durchsetzt – eines ohne islamistischen Meinungsterror, vielleicht sogar ohne Islamisten.

Fünf Lehren – Nachruf auf Armin Mohler

von Götz Kubitschek

Armin Mohler ist tot. Er starb nach schwerer Krankheit am späten Abend des 4. Juli friedlich in einem Pflegeheim bei München. Dreiundachtzig Lebensjahre waren ihm vergönnt, und mit Friedrich Hölderlin läßt sich sagen: „Geh, fürchte nichts! Es kehret alles wieder, und was geschehen soll, ist schon vollendet." Diese Verse hatte Mohler seiner Dissertation vorangestellt, und sie eignen sich wie nichts sonst als Motto für sein erfülltes und streitbares Leben.

Mit Armin Mohler verliert Deutschland einen seiner großen rechten Publizisten. Was er uns gelehrt hat – und dieses Uns meint seine Schüler, für seine Freunde kann ich nicht sprechen, dazu reichen Alter und Kenntnisse nicht aus; was Armin Mohler uns also gelehrt hat, läßt sich in einigen Begriffen ausdrücken: die Unbekümmertheit des raschen Vorstoßes, die Befreiung der Gestalt, die Bewaffnung der Sprache, die Hochschätzung der Form, die Taktik der Nonkonformität.

Die Unbekümmertheit des raschen Vorstoßes

Ich war zwanzig, als ich den Namen Armin Mohler zum ersten Mal hörte und Texte von ihm las. Es war über Weihnachten, ich hatte Dienst in meiner Kompanie und teilte mir mit einem Unteroffizier die Rundgänge durch die hohen Korridore des Gebäudes.

Der Unteroffizier hatte neben Büchern von Celine und D'Annunzio auch einen schmalen Band Mohler mitgebracht und im Wachzimmer bereitgelegt. Ich las den Essay *Der faschistische Stil* und verfolgte mit, wie in meinem Kopf das ganze ungefügte Gebäude aus Geschichtsstunden und Reflexen zusammenbrach unter der ersten Salve, die Mohler abgefeuert hatte.

Es lag dies an der Argumentationsweise des Textes: Viele Essays von Mohler, viele seiner kurzen Notizen zu Büchern, Autoren oder Entwicklungen lassen einen deutlichen Unwillen darüber erkennen, sich in wissenschaftlicher Manier zunächst durch einen Bücherstapel zu lesen, bevor ein sanftes Urteil oder ein neuer Aspekt dialektisch ausbalanciert beigetragen werden könnten. Mohler fiel es nie ein, seine Gegner durch Widerlegung zu würdigen: Im fertigen Text kamen sie einfach nicht vor.

Der unbekümmerte Vorstoß, den Mohler uns lehrte, wischt neben den Bücherstapeln auch die Unsicherheit vom Tisch: Der Zugriff auf die Sache ist rasch und präzise und erfordert Talent und Spürsinn und eine einzige, die Spannung haltende Bewegung und an die Stelle des vorsichtigen Beitrags tritt der stimmgewaltige Auftritt, das Hineinplatzen in gedämpfte Räume.

So gab Mohler seinem Hunger nach Monumentalem, nach Persönlichkeiten, Haltungen, Nahrung. und was für eine! Erst später las ich in einem Autorenportrait, daß Mohler – 1923 in Basel geboren – aus eben diesem Hunger 1941 die Grenze illegal überschritten hatte, um sich für den Kampf gegen den Bolschewismus der Waffen-SS anzuschließen.

Von der Schweiz nach Deutschland: Das war auch der Übergang vom Mehr oder Weniger ins Alles oder Nichts – so jedenfalls charakterisierte Mohler den Unterschied der Atmosphäre der beiden Länder, und aussagekräftig ist, daß er ab 1949 (als Sekretär bei Ernst Jünger) bis zu seinem Tod in Deutschland blieb und nicht in die in jeder Hinsicht beschaulichere Schweiz zurückkehrte.

Die Befreiung der Gestalt

Nach seiner Arbeitsmethode befragt, antwortete Mohler einmal, er sei mit Spengler Anhänger des „Physiognomischen Zugriffs". Es gehe immer darum, die „Gestalt" zu erkennen, die hinter der Fülle von Einzelphänomenen zu verschwinden drohe, diese „Gestalt" zu retten, herauszumodelieren und einprägsam darzustellen. Die Legitimität dieser Methode steht und fällt mit dem Vermögen, die „Gestalt" zu reduzieren, ohne sie in Schablonen zu pressen. Mohler war ein Meister darin, den wesentlichen Kern zu fokussieren und zu den Rändern hin verblassen zu lassen. Voraussetzung dafür war seine Fähigkeit, diesen

Kern einer „Gestalt" wirklich zu fassen und in eigene Worte zu verwandeln.

So genügen im Faschistischen Stil Ernst Jünger und Gottfried Benn als Kern einer „Gestalt", die sich gleichermaßen vom Nationalsozialismus und vom Etatismus absetzen konnte. Die Argumentation wirkt dabei nie reduziert oder schwach, sie ist plastisch und sicher.

Wer so schreiben möchte, muß Sympathie für den Gegenstand aufbringen, und deshalb findet sich unter den Texten Mohlers kaum einer, dem man ansieht, daß er als Auftragsarbeit oder für die akademischer Pflichterfüllung geschrieben worden wäre; ihnen allen hängt etwas von Wirkungswille und Mobilisierungsabsicht an, und „Mobilisierung" haben wir Schüler gründlich erfahren: Nichts war mehr wie zuvor.

Die Bewaffnung der Sprache

Bereits Mohlers erstes Buch, die berühmt gewordene *Konservative Revolution in Deutschland 1918-1932* (Erstauflage 1950) kann als Paradebeispiel für impulsive Wissenschaftlichkeit gelten. Bei der Abfassung des Werks war der junge Mohler beseelt von dem Wunsch, „Hilfe für die rechte Intelligenz in Deutschland" zu leisten. Der Begriff „Konservative Revolution" entwickelte sich rasch zu einer der erfolgreichsten Schöpfungen der neueren Ideengeschichtsschreibung, und plötzlich war die Sprache der nach 1945 in Rechtfertigungszwang gedrängten Rechten wieder bewaffnet: Von festem Fundament aus ließ sich die eigene Position bestimmen.

Vielleicht war dies Mohlers größtes Verdienst: daß er Begriffe zuspitzen konnte, um sein eigenes Lager – die Nachkriegsrechte in Deutschland – damit auszurüsten. Nicht immer lag diese Absicht Mohlers so offen zutage wie in seinen Büchern *Vergangenheitsbewältigung* (1968), *Von rechts gesehen* (1974) und noch ein letztes Mal nach der Wiedervereinigung im *Nasenring* (1991). Letztendlich aber ist es allen großen Texten Mohlers anzumerken, daß sie Funken versprühen sollen, um Freund und Feind, um uns zu entzünden.

Der Erfolg Mohlers ist dabei schwer zu messen. Von *Was die Deutschen fürchten* (1965) – auch einem dieser Bücher voller Wort-Waffen – verkauften sich über dreißigtausend Exemplare, bevor Ullstein nach einer Hexenjagd auf Mohler die Konsequenzen zog und die zweite Auflage vom Markt nahm. Große Verlage blieben Mohler von da an verschlossen. So ist Mohlers Wirkung nicht über Verkaufszahlen, eher über die Streuweite seiner Gedanken zu ermitteln – und an der Zahl derer, die durch ihn ihr Damaskus erlebten.

Die Hochschätzung der Form

1965 kam es zu einer Annäherung Mohlers an Franz Josef Strauß und die CSU. Die Zusammenarbeit war nur von kurzer Dauer. Der Grund für das Scheitern seines kurzen Ausflugs in die praktische Politik lag darin, daß Mohler die Abhängigkeit einer Volkspartei von den Mechanismen des Staats nicht berücksichtigt hatte.



Hugo Weber: Armin Mohler, Ölportrait 1940

Klar war jedenfalls, daß auch die CSU von jener Pest der „Dekadenz" befallen war, die Mohler nach der gescheiterten Tendenzwende Anfang der siebziger Jahre zum Hauptfeind erklärte. Unter Dekadenz verstand er den Verlust von Wirklichkeit und Realitätsbezug. Mit Arnold Gehlen – den er neben Ernst Jünger und Carl Schmitt zu seinen Lehrmeistern zählte – trat er für einen sachgemäßen Zugriff auf die Wirklichkeit ein.

Man kann hier den berühmten Satz von Mohler anführen, wonach es „keine Geschichtsphilosophie" gebe: Systeme seien zur Erklärung der Welt untauglich. Die Welt, so Mohler, gehe niemals auf, es bleibe immer ein Rest. Und so hat Mohler versucht, uns etwas anderes anzubieten: tragische Haltung, Stilbewußtsein, Hochschätzung der Form im Unerklärbaren, mithin: Sinnlosen. Das ist viel, wenn man es versteht.

Die Taktik der Nonkonformität

Hinter dem allem stand bei Mohler immer die gelebte Überzeugung, daß die Welt nicht abstrakt sei. Dem entsprach nun die Breite des Interesses, die ihn in jedes Museum, vor jeden Bücherschrank und in jede Diskussion zog. Von 1964 bis zu seiner Pensionierung leitete Mohler die Carl Friedrich von Siemens Stiftung in München, und wer sich den vielfältigen Forschungs- und Vortragsbetrieb ansieht, der sich unter der Ära Mohler dort entwickelte, kann über so viel Freiheit des Geistes und der Debatte nur staunen.

Man kann Mohlers unorthodoxe Planung auch unter taktischen Gesichtspunkten studieren und dabei lernen, was es heißt, nicht oder nur sehr schwer berechenbar zu sein. Trotz aller Offenheit war Mohler jedoch zuletzt fürs Establishment eine *persona non grata*. Uns hat er damit gelehrt, daß das Nonkonforme eben nie nur die Verbrämung eines opportunen Geistes sein darf – sondern, daß dahinter echte Lust an der Vielfalt stehen muß.

Habermas, Schröder und die Nation

von Götz Kubitschek

Die Politik in Deutschland ist derzeit von Verwerfungen gekennzeichnet: Die Innenpolitik ist reduziert auf das traurige Schauspiel einer losen Folge von Offenbarungseiden, die allesamt nur die Frage aufwerfen, wer das trudelnde Land abfangen und stabilisieren könnte. Außenpolitisch findet sich Deutschland nach seiner sentimentalen und machtlosen Aufwallung in einer letztendlich vereinzelten und damit schärfer konturierten Position wieder und hat ausschließlich jenseits der Machtzentren neue Freunde gefunden.

Besonders die Demographie-Diskussion der letzten Monate hat mehr oder weniger direkt auf einen seltsam unmodernen Zusammenhang der in diesem Land versammelten Individuen verwiesen und selbst eingefleischten Kinderlosen die Fragen nach dem „Wir?", „Woher?" und „Wohin?" in Erinnerung gerufen.

Es könnte diese Rückkehr banalen Wissens den Beginn einer Selbstfindung und – ins Kräftige gewendet – eines Selbstbewußtseins markieren: Die Tatsachen sind so mächtig geworden, daß bestimmte Fragen mehr als nur auf der Zunge liegen. Und tatsächlich geschieht das eine oder andere: Von Bonn aus – dies bereits wieder symbolisch bedeutend und verhängnisvoll – hat sich ein „BürgerKonvent" mit millionenschweren Anzeigen zu Wort gemeldet, der Proteste kanalisiert und noch einmal der „Mitte" der Gesellschaft eine Frischzellenkur verabreichen möchte.

Zu allem Überfluß haben sich dann noch europaweit Intellektuelle um den Staatsphilosophen der Bundesrepublik, Jürgen Habermas, geschart, um aus der durch den Irakkrieg provozierten Neuauflage der Uneinigkeit Europas ein deutliches Signal der Einigkeit herauszudestilieren. Bemüht werden in einem FAZ-Artikel, den Habermas und sein französicher Kollege Jacques Derrida unterzeichnet haben, alte Hüte der Diskussion über dieses völlig uninspirierte, blutleere Europakonstrukt, das als Beamtenüberbau trotz der Habermasschen Appelle keine Integrationskraft aufbringen wird.

Denn wie immer läuft alles Argumentieren, Räsonieren, alles Hinterfragen, Entwerfen und Betonen auf den Rückzug in die immer offene Fluchtburg einer moralischen Überlegenheit hinaus. Von dort läßt sich der gute Wille stets bekunden, und in der Vergangenheit hat dieses Bekunden oft gereicht, um aus der Flucht vor den besseren Argumenten der Gegner die Verweigerungsgeste einer moralischen Instanz zu machen. Seltsam ist für diesmal, daß in der Wochenzeitung *Die Zeit* Jan Ross eine Antwort auf Habermas verfaßte, die in der Aussage gipfelt: „Europa muß mehr aufbieten als überlegene Moral." Habermas habe die heißen Eisen nicht angepackt, sondern viel Wirbel um eine Position gemacht, deren Fundament bei näherem Hinsehen nicht solide erscheine.

Solches gilt auch – und noch umfassender – für Gerhard Schröder. Seine Aufwallungen und moralischen Höhenflüge der letzten sechs Monate sind noch deutlich in Erinnerung. Seine Position hätte die Aufstellung einer Interventionsarmee gegen die USA nahegelegt. Aber das vermochte Schröder nicht und so ist seine moralische Position einem Politiker nicht angemessen. Sie ist unpolitisch, weil sie unwirksam ist, irrelevant, konsequenzlos, ehrenwert gerade noch für einzelne, verzweifelte Bürger, lächerlich für einen Bundeskanzler.

Das Unwirkliche des Verhaltens von Schröder und der Intellektualitäten von Habermas rührt aus einer nichtgestellten Frage: Es ist die Frage nach der deutschen Nation und nach den Grundbedingungen einer Identität, die den Einzelnen für das Ganze zu mobilisieren imstande wäre. Und daß es darum geht, den Einzelnen zur Kraftanstrengung für ein festgefahrenes System zu treiben, ist so ziemlich das ein-

zige, was aus den Durchhalteparolen der letzten Monate so richtig haften blieb. Der Trümmerfrauenappell des „BürgerKonvents“ legt eindrucksvoll Zeugnis ab von der geänderten Bildsprache angesichts eines kollabierenden Sozialsystems. Und von hier aus ist auch die Verschiebung der Diskussion in Richtung Europa durch Habermas zu interpretieren. Habermas ist klug genug, um zu sehen, daß ganz allmählich alle Diskussionen um die Nation zu kreisen beginnen, anders ausgedrückt: daß Solidarität und Gemeinsamkeit als Grundforderung einen Rahmen brauchen, der den Sinn eines Zusammenstehens eindeutig und nachvollziehbar vermitteln kann.

Die Nation als Schicksalsgemeinschaft zu verstehen, setzt voraus, daß ein „Wir“ im Bewußtsein jedes Einzelnen verankert ist. Daß es die Bundesrepublik Deutschland insgesamt versäumt hat, dieses „Wir“ zu bestimmen und vom „Nicht-Wir“ abzugrenzen, liegt am Einfluß von Leuten wie Habermas. Seine Experimentierfreude und Risikobereitschaft verblüfft immer wieder, wobei die Folgen dadurch schon gemildert sind, daß das Habermassche Haus am Starnberger See längst gebaut ist, und er soziale Zerrüttungen nicht zu Gesicht bekommen wird. Aus solchermaßen individuell gesicherter Zukunft heraus klingt die Forderung seltsam, ungesicherte Zukunft müsse auch ohne Identitätskorsett ertragen werden können.

Denn „Europa“ wird auf absehbare Zeit keine Identität stiften können, und deshalb liegt nichts näher, als auf die Nation zu verweisen und die alte Lehre der Schumacher-SPD ernst zu nehmen: daß nämlich eine Vernachlässigung des Nationalen die Loyalität der Massen in dem Moment kostet, in dem abstrakte Problemlösungen nicht mehr greiffen.

Für Gerhard Schröder lag es in diesem Jahr schon einmal nahe, die Frage nach der Nation zu stellen: Denn noch immer ist die Nation das einzige wirklich handlungsfähige Subjekt der Außenpolitik. Alle internationalen Gremien und Vereinigungen basieren auf einzelnen Nationen. Auch der amerikanische Alleingang basiert auf der Nation, auf einer Nation allerdings, die mit mächtigen Erzählungen, Bildern und Botschaften dem Individuum den Tod als äußerste Konsequenz nationaler Politik aufzubürden imstande ist. Das ist es: In ihrer Bereitschaft, Konsequenzen zu tragen, ist die Geschlossenheit der amerikanischen Nation phänomenal.

Gerhard Schröder hat seine Nation zu Alleingängen verführt, ohne daß sie wüßte, wozu sie in der Lage und was sie zu ertragen imstande ist, und ohne daß der Kanzler selbst es wüßte. Verantwortungslosigkeit ist wohl eine der Lehren von Habermas, der mit seiner Europa-Debatte einmal mehr bewies, daß er den Menschen nicht als Menschen erträgt und deshalb die notwendige anthropolgische Kehre nicht vollzieht: weg von der Überforderung, hin zur mobilisierenden Eindeutigkeit der Identität.

Geschlechterkriege

Martin van Creveld: *Das bevorzugte Geschlecht.* München: Gerling Akademie Verlag 2003. 492 S., kt, 29.60 €

Arne Hoffmann: *Sind Frauen die besseren Menschen?* Berlin: Schwarzkopf & Schwarzkopf 2001. 604 S., br, 18.90 €

Nicht jeder Tabubruch setzt heroischen Mut voraus und die Bereitschaft, womöglich öffentlich geächtet zu werden. Als der Militärhistoriker Martin van Creveld vor vierzehn Jahren in seinem Buch *Kampfkraft. Militärische Organisation und militärische Leistung 1939-1945* der Wehrmacht ein deutliches Lob zollte und sie von einer wirksamen Durchdringung mit nationalsozialistischer Ideologie freisprach, war das ein Tabubruch. Die Stimme, mit der da unpopuläre Forschungsergebnisse vorgebracht wurden, verhallte aber nicht ungehört, immerhin war van Creveld Professor mit internationalen Lehraufträgen, fungierte später außerdem als amerikanischer Regierungsberater und war im israelischen Generalstab tätig. Als „unerhört" im Sinne eines moralischen Verstoßes war seine Studie auch nicht einfach abzukanzeln, immerhin war der Autor Israeli und konnte von daher schwer in Verdacht genommen werden, der Braunen Ära das Wort zu reden.

Für sein neues Buch hat van Creveld, mittlerweile Dozent an der Universität in Jerusalem, sein angestammtes Metier verlassen. Oder auch nur beinahe – *Das bevorzugte Geschlecht* darf man als eine Fortsetzung des Geschlechter*kampfes* lesen. Wiederum darf sich der Wissenschaftler als Tabubrecher fühlen, dies, obwohl platte Sprüche gegen Frauen im allgemeinen (etwa als „Blondinenwitze") und Emanzen im besonderen längst Legion sind und auch den Rand des Stammtisches verlassen haben. Dem westlichen Emanzipierungswahn, der sich längst mittels Quoten- und Sprachregelungen, per Gleichstellungsbehörden und diverser immer neuer Gesetzesvorlagen als eine Art Staatsfeminismus institutionalisiert hat, und der dennoch die Frau in einer unterprivilegierten Situation sieht, hält der Autor entgegen: Frauen werden nicht unterdrückt und sind nie unterdrückt worden. Sie sind das eigentlich privilegierte Geschlecht und sind dies auch in der Vergangenheit immer gewesen.

Seinem Buch voran stellt van Creveld ein Zitat von John Stuart Mill: „Die Aufgabe derer, welche eine beinahe allgemein verbreitete Ansicht angreifen, wird unter allen Umständen eine sehr schwere sein. Sie müssen ungewöhnlich befähigt und überdies sehr glücklich sein, wenn es ihnen gelingt, sich überhaupt Gehör zu verschaffen." Daß van Crefeld nicht wirklich an einer medienwirksamen Rezeption seines Werks zweifelte, darf aber vorausgesetzt werden. Tatsächlich hat ja der *Focus* bereits eine Woche nach Erscheinen des Buches die Thesen des Autors zu einer Titelgeschichte gemacht, und daß die anderen relevanten Blätter folgen werden, ist so sicher wie das sprichwörtliche Amen in der Kirche. Van Creveld, hat also, dem gewählten Motto gemäß, Glück gehabt – selbst als Mann! Folgt man nämlich seinen Thesen, ist das außergewöhnlich, fungiert der Mann doch als Zahlmeister und Sündenbock für sämtliche Probleme, unter denen die Frauen dieser Welt zu leiden vorgeben.

Der Grundwiderspruch in van Crevelds Ansatz liegt darin, daß er auf der einen Seite wieder und wieder anführt, daß sich Frauen in praktisch allen Ländern über ihre gesellschaftliche Stellung beklagen, auf der anderen Seite aber wiederholt Zahlen nennt, die belegen sollen, wie wenig die Gesamtheit der Frauen vom feministischen Eifer hält und wie zufrieden die Mehrzahl mit ihrer Rolle als Hausfrau, Mutter oder brave Angestellte sei. Van Creveld hat Daten über männliche und weibliche Lebensweisen gesammelt und für sein Buch solche ausgewählt und zusammengestellt, die insgesamt für eine Benachteiligung der Männer sprechen. Der große Rest bleibt einfach unerwähnt. So gerät seine Schrift zu einer anstrengungslosen Philippika gegen die weibliche Hälfte der Menschheit: Vor dem Gesetz, als Patientin, im Bett, vor dem Scheidungsrichter, als Ordensschwester gar: Überall hat frau die besseren Karten und spielt diese hemmungslos aus. Was nicht hineinpaßt in die Monokausalität seiner Beweisführung, wird passend gemacht oder einfach ohne Beleg das Gegenteil behauptet.

Einen Beweis etwa bleibt er schuldig – es gilt zu widerlegen, daß eine Frau bei der Geburt eines Kindes ihr Leben einsetzt – bezüglich der in Wahrheit simpel widerlegbaren „Tatsache, daß selbst in den fortschrittlichsten Ländern etwa neunzig Prozent der Frauen weiterhin mindestens ein Kind zur Welt bringen". Auch ist es barer Unsinn, daß das Fachgebiet „Geburt", weil es nach van Creveld eines der schwierigsten medizinischen Fächer sei und weil ein Kind nach einem langen Entbindungsvorgang „unerwartet (!) und ohne Rücksicht auf die Tageszeit" zur Welt komme, ein durch und durch von Männern besetztes Metier sei. Immerhin besteht bei einer Geburt allein die Hinzuziehungspflicht einer Hebamme – die praktisch in jedem Fall weiblich ist – , während ein ärztlicher Beistand nicht vorgeschrieben ist und in der Praxis eher abnimmt.

Wo der Autor ausnahmsweise feministische Argumente aufgreift, klingt das etwa so: Ja, zugegebenermaßen sind

Männer in der Kriminalitätsstatistik überrepräsentiert, überdeutlich sogar, wo es um schwere Verbrechen geht. Aber, erstens, im Gegenzug waren ja auch die meisten Hexen der frühen Neuzeit weiblich, und zweitens dürfen Männer in heutigen modernen Gesellschaften ihre Härte und Tapferkeit eben auch kaum mehr unter Beweis stellen. Kriminalität also als Ventil anthropologischer Notwendigkeit. Einige Seiten später dann widerspricht sich van Creveld selbst, wenn er nämlich die harten Initiationsriten beklagt, denen junge Männer sich noch heute in den weitesten Teilen der Welt aussetzen müssen.

Im ganzen betrachtet der Autor die Frauen als das wehleidige Geschlecht, ewig jammernde eingebildete Kranke, während Männer für gewöhnlich wirklich krank sind und dennoch die Anstrengungen moderner medizinischer Forschung entbehren müssen. Traumatisierte männliche Kriegsopfer wurden mit grausamen Elektroschocks behandelt, schreibt van Creveld, während die später einsetzende Elektroschockbehandlung depressiver Frauen dagegen ein Klacks gewesen sei. In kryptischer Logik resümiert der Autor: „Die Behandlung, der man Soldaten unterzog, verhielt sich zu der von Patientinnen wie die Beschneidung eines dreizehnjährigen Jungen zur Klitorisbeschneidung bei einem Mädchen gleichen Alters". Das versteht, wer zuvor gelesen hat, daß die weibliche Genitalverstümmelung („Markierung", schreibt van Creveld) „einigen Frauen größere sexuelle Lust" schenkt.

Als besonders gemein empfindet der Autor die längere Lebenserwartung von Frauen, gerecht wäre da zumindest eine höhere Rente für Männer, die klischeehaft als „lebende Geldautomaten" bezeichnet werden. Eigentlich nämlich, so wird versichert, müßte doch den Männern ein längeres Leben beschert sein, sind sie doch das robustere, widerstandsfähigere Geschlecht, das von kleinauf gelernt hat, einzustecken, ja von Kindesbeinen an mit bereits elterlicher „Verachtung und Bedrohung", später mit allumfassender Repression groß geworden ist, um dann die zivilisierte Welt mit all den Annehmlichkeiten zu schaffen, die den Frauen nun ein längeres Leben in Muße und Bequemlichkeit zu ermöglicht.

Alles in allem fühlt frau sich nach der van Creveld-Lektüre unversehens zur Feministin werden, derart haarsträubend ist seine „Beweisführung", die sich mittels zahlreicher Fußnoten als wissenschaftliche Studie ausgibt und dennoch nicht über den Rang einer wilden, argumentativ leicht aufzulösenden Polemik hinauskommt.

Ein weiterer, ebenfalls rund 500 Seiten dicker Wälzer – dabei noch enger gedruckt – mit vergleichbarem Grundtenor ist nun im Windschatten von van Crevelds Buch ans Licht der Öffentlichkeit gelangt. Der Medienwissenschaftler Arne Hoffmann hatte sein Buch *Sind Frauen die besseren Menschen?* be-

reits 1998 fertiggestellt und fortlaufend aktualisiert, bis er 2001 nach achtzig erfolglosen Bewerbungen endlich einen Verlag gefunden hatte. Semiprofessionell aufgemacht und augenscheinlich ohne den Beistand eines sorgfältigen Lektorats, liefert Hoffmanns Buch dennoch genau das, was man von einem namhaften Wissenschaftler wie van Creveld hätte erwarten können: Eine genaue Analyse der Faktenlage, eine präzise, an Realitäten orientierte Interpretation. Das bedeutet nicht, daß Hoffmann gegenüber van Crevelds hitziger Überspitzung zu lauer Vorsichtigkeit tendierte und sich modischer politischer Korrektheit andienen würde.

Hoffmanns redliche Vorgehensweise sei an einem Beispiel dargestellt: 1998 setzte die glücklose Familienministerin Claudia Nolte eine aufrüttelnde Meldung in die deutsche Medienwelt, wonach 800.000 deutsche Männer ihre Exfrauen und Kinder um deren Unterhalt betrogen. Über Wochen sorgte diese Zahl für Schlagzeilen und füllte Talkshows. Hoffmann nun weist nach, daß zu diesem Zeitpunkt tatsächlich 519. 000 Kinder ohne väterliche Alimente gewesen seien, wonach sich die Zahl der beklagten Väter bereits noch einmal reduziert, da natürlich etliche Männer für mehrere Kinder unterhaltspflichtig sind. Unterschlagen wird außerdem, daß – Hoffmann belegt auch dies sorgfältig – 70-75 Prozent der Geschiedenen nicht imstande waren, den geforderten Unterhalt zu leisten, meistens, weil die Scheidung sie finanziell hat ausbluten lassen. Neueren Urteilen zufolge darf ein geschiedener Mann selbst von der Mutter eines Schulkindes nicht verlangen, durch eigene Erwerbstätigkeit Geld zu verdienen. Claudia Nolte hat außerdem versäumt darauf hinzuweisen, daß ihre hohen Zahlen über Unterhaltsflüchtige auch Frauen einschlossen. Von den unterhaltspflichtigen Müttern (13 Prozent) , so recherchiert Hoffmann, seien glatte 90 Prozent (!) unterhaltssäumig. Des weiteren dokumentiert Hoffmann zahlreiche Gerichtsfälle, wonach Väter selbst dann zum Unterhalt verurteilt werden, wenn die Mutter ein Umgangsrecht verweigert und sogar, wenn sich Jahre nach der Trennung herausstellt, daß das Kind gar nicht vom ehemaligen Ehemann stammt.

Auch die brisantesten Themen wie Beschneidung, Vergewaltigung und Kindesmißbrauch werden von Hoffmann souverän gemeistert, sensibel geht er mit diesen wirklichen Tabu-Bereichen um und kann dennoch viele populäre Meinungen als bewußt lancierte Desinformation entlarven. So gründlich wie Hoffmann hat sich selbst Mathias Mattussek, eloquente Vorzeigefigur der neuen Väterbewegung, nicht mit Thematik und Praxis des radikalen und doch bald zum Allgemeingut gewordenen Feminismus auseinandergesetzt. Hoffmanns Vorwürfe sind weitaus fundierter als die polemisch Kollektivanklage van Crevelds, weshalb dem jungen Wissenschaftler die Beachtung zu wünschen ist, die van Creveld längst genießt.

Ellen Kositza

Das Luminar

Wimbauer, Tobias: *Personenregister der Tagebücher Ernst Jüngers*. Überarbeitete und erweiterte Neuausgabe. Das Luminar. Schriften zu Ernst und Friedrich Georg Jünger, Bd 1, Schnellroda: Edition Antaios 2003. 323 S., br oder Ln, 30 oder 45 €

King, John: *Wann hat dieser Scheißkrieg ein Ende? Writing and Rewriting First World War*. Das Luminar, Schriften zu Ernst und Friedrich Georg Jünger, Bd 2, Schnellroda: Edition Antaios 2003. ca. 280 S., br oder Ln, 30 oder 45 € (erscheint im September).

In Ernst Jüngers Altersroman *Eumeswil* (Stuttgart 1977) bedient sich der Protagonist und Ich-Erzähler Manuel Venator eines Geräts names Luminar, das ihm ermöglicht, die Vergangenheit lebendig zu machen. Der Jünger-Monograph

Steffen Martus hat es kurz und bündig zusammengefaßt: „Mit dem Luminar lassen sich nicht nur Daten abrufen, sondern die Vergangenheit läßt sich auch so simulieren, daß sich der Historiker in sie hineinversetzen kann, um das Geschehen aus verschiedenen Perspektiven zu betrachten." Daß das Luminar von einer „geheimnisvollen Gelehrtenzunft im Untergrund" versorgt wird, ist dabei ein nicht unwichtiges Detail für das Verständnis der Apparatur.

Das Luminar ist Namensgeber für eine ambitionierte wissenschaftliche Buchreihe: *Das Luminar. Schriften zu Ernst und Friedrich Georg Jünger*, die in der Edition Antaios erscheint. Herausgeber ist der Publizist Tobias Wimbauer, der mit zahlreichen Veröffentlichungen zu Ernst Jünger hervorgetreten ist.

Wimbauers zuerst 1999 erschienenes Personenregister der Tagebücher Ernst Jüngers bildet in der komplett überarbeiteten Neuausgabe den ersten Band des *Luminars*. Die Verfügbarkeit von Daten, eine Fertigkeit der Apparatur aus Eumeswil, ist damit gegeben: Über tausend bibliographische Angaben sind zum Datenbestand der ersten Fassung hinzugekommen, weitere Decknamen aus den an Verschlüsselungs- und Verschleierungstaktiken so reichen Diarien Jüngers konnten enträtselt werden. Bemerkenswert ist, daß Wimbauer die zeitgleich in Jüngers Hausverlag Klett-Cotta erschienenen fast 300 Seiten starken Tagebücher aus dem Nachlaß bereits verzeichnet hat. Daß er letztlich nicht über die Leseerfahrung und den Wissensschatz eines langen Forscherlebens verfügt, wird an den paar Dutzend Stellen des Registers deutlich, an denen er bekannte Namen oder Begriffe literarisch nicht zuzuordnen wußte. Dennoch kommt ohne dieses unentbehrliche Register nicht aus, wer zu Ernst Jünger arbeiten und sich viel Sucharbeit ersparen möchte.

Der zweite Band des *Luminar* erscheint in einigen Wochen. Es handelt sich um die erstmals publizierte Oxforder Dissertation des britischen Germanisten John King in überarbeiteter Form (King betreibt nebenbei die Internetseiten www.juenger.org und den Jünger-Informationsdienst der „juenger-mailing-list"). Kings Untersuchung der Verarbeitung des Weltkriegserlebnisses durch Ernst Jünger steht unter dem provokanten Titel *Wann hat dieser Scheißkrieg ein Ende?*, einem Originalzitat aus den Kladden Jüngers, in die er sein Kriegserlebnis unmittelbar eintrug: „Gestern bekam ich von Oppen wegen irgend einer Kleinigkeit eine Riesenzigarre, das stählt die Kriegslust keineswegs. Wenn ich über die grüne Wiese vor mir auf das zerschossene la Baraque sehe, dann muß auch ich, einst so kriegslustiger [sic] mir die Frage vorlegen: Wann hat dieser Scheißkrieg ein Ende? Was hätte man in dieser Zeit nicht alles sehen und genießen können. Welcher Genuß muß es zum Beispiel sein, eine holländische Landschaft bei sinkender Sonne zu durchwandern. Wandern! Frei wie der Falk herumstreifen ohne lästigen Zwang und Fessel. Noch ist kein Ende abzusehn. Die Sache wird höllisch monoton".

King untersucht in seiner Studie die Fassungen der Jüngerschen Kriegsaufzeichnungen im Vergleich zu den Originalkladden, die heute, wohlgehütet, im Deutschen Literaturarchiv in Marbach lagern. Das oben zitierte taucht freilich in den in Form gebrachten Kriegsbüchern Jüngers nicht mehr auf. Und das ist Kings Thema: King geht es darum aufzuzeigen, wie Ernst Jünger den Krieg beschrieb und neu- beziehungsweise umschrieb. Und wie dieser Prozeß der schreibenden Be- und Verarbeitung paradigmatisch war für die – wie King es nennt – Krise der konservativen Vorstellungskraft zwischen 1914 und 1923. Nach King hat sich die „klassische Moderne" selbst dekonstruiert. Jüngers Art der Verarbeitung war eine Unterminierung der konservativen Kriegsvorstellung. King schließt mit seiner verdienstvollen Untersuchung eine Lücke in der Jünger-Forschung. Nicht zu unrecht kann von einer Neubewertung des Jüngerschen Frühwerks gesprochen werden.

Das *Luminar* soll zweimal jährlich erscheinen. Es wird in zwei Ausstattungen angeboten: Denjenigen Lesern, die Wert auf haptische Schönheit legen, sei besonders die Vorzugsausgabe ans Herz gelegt, die als bibliophiler Leinenband aufgelegt ist: limitiert auf einhundert numerierte Exemplare. Die Vorzugsausgabe gibt es ausschließlich in Dauersubskription über den Verlag (Rittergut Schnellroda, 06268 Albersroda). Sie ist vergleichsweise preiswert, 45 Euro kostet jeder Band, nur noch wenige Nummern sind frei. Die Normalausgabe als Breitklappenbroschur (Einzelband: 30 Euro, Dauersubskription: 25 Euro) ist auch über den Buchhandel erhältlich.

Felix Bosch

Schmitt und Habermas

Topitsch, Ernst: *Im Irrgarten der Zeitgeschichte*. Berlin: Duncker & Humblodt 2003. 178 S., kt, 41 €

Es gebe keine prästabilierte Harmonie zwischen der Förderung der Wahrheit und dem Wohle der Menschheit, hat Friedrich Nietzsche einmal formuliert, womit er auf eine unangenehme und vielen Menschen nicht bewußte Tatsache hinwies. Deshalb hat es an Versuchen auch nicht gefehlt, aus den verschiedensten religiösen oder politischen Überzeugungen heraus den Bereich des Sagbaren und damit der öffentlichen ‚Wahrheit' auf das zu beschränken, was einem willkürlich festgesetzten ‚Wohl der Menschheit' dient. So wurde in bester Absicht manipuliert und verschwiegen, und es entstand unter anderem jener „Irrgarten der Zeitgeschichte", den Ernst Topitsch im einleitenden Auf-

satz des hier zu besprechenden Buches beschreibt. Topitsch, der Wissenschaftstheoretiker und Philosoph, der einer größeren Öffentlichkeit mit der Veröffentlichung unangenehmer Wahrheiten über „Stalins Krieg“ bekanntgeworden ist, plädiert in diesem Spannungsfeld energisch für die Freiheit der Wissenschaft und schlägt sich auf die Seite der Tatsachen. Wissenschaftstheoretisch gesprochen: Er ist ein Positivist und will die wissenschaftliche Debatte auf überprüfbare Aussagen begrenzen. Die deshalb notwendige Trennung zwischen Religion und Wissenschaft ist das Kernthema jener kleinen Auswahl von fünf Aufsätzen, die jetzt bei Duncker & Humblot erschienen ist und die wohl die letzte Veröffentlichung des im Frühjahr verstorbenen Topitsch darstellt.

Nun ist der Weg über die Nachprüfbarkeit auch dem Rezensenten immer als der einzig mögliche Weg erschienen, überhaupt Wissenschaft zu betreiben. Dennoch, die Gegner dieses Wissenschaftskonzepts sind wie gesagt zahlreich und ihre Meinungen haben Einfluß. Topitsch hat zwei besonders profilierte Denker dieser Richtung zum Gegenstand seiner Kritik erhoben, die sich bislang höchst selten in einem Atemzug genannt sahen: Jürgen Habermas und Carl Schmitt. Er kommt zu einem für beide durchaus unerfreulichen Schluß: Sie hätten sich das zentrale Problem ihrer Wissenschaftsauffassung nicht bewußt gemacht, das sich bei der Anwendung ihrer von Topitsch konzedierten theologischen Grundvorstellungen auf die Realität stelle. Weil diese Vorstellungen nicht prüfbar seien, führe die stillschweigende Orientierung an ihnen auch zu unrichtigen Ergebnissen. Das ende, so Topitsch, in einem mehr oder weniger ausgeprägten Wirklichkeitsverlust.

Carl Schmitt bleibt für Topitsch trotzdem eine der interessantesten Gestalten des deutschen Geisteslebens, dem man manches glänzende *Aperçu* verdanke, der aber zeitlebens mit unklaren Begriffen gearbeitet und einem überbordenden Hang zur Selbstinszenierung nachgegeben habe. Beides zusammen habe Schmitt zu den teilweise spektakulären Fehlschlüssen verleitet, die besonders seine politisch-juristischen Arbeiten in der nationalsozialistischen Ära kennzeichnen. Topitsch verweist in diesem Zusammenhang als mögliche Haltung auf den Unterschied zwischen Schmitt zu Thukydides, den er einen der bedeutendsten politischen Denker der Antike nennt. Das historisch-politische Werk dieses heimlichen Atheisten ging aus der Erfahrung des Peloponnesischen Kriegs hervor, an dem er als Politiker und Flottenführer persönlich beteiligt war. Seine Thematik hätte für Schmitt gerade in der Situation nach 1930 faszinierend sein können, so Topitsch. Sie enthielt die Mischung von Krieg und Bürgerkrieg, die verschiedensten Freund-Feind-Kombinationen und ein düster-realistisches Bild der menschlichen Natur. Thukydides an Ranke erinnernder Anspruch, zu zeigen wie es eigentlich gewesen sei, enthielt jedoch keine theologischen Reserven, wie sie Topitsch bei Carl Schmitt gegeben sieht. Thukydides, so darf man vermuten, kam in seinen Augen jenem ‚Don Capisco‘ recht nah, den Carl Schmitt eher „mimte“.

Nicht weniger hart trifft es Jürgen Habermas. Dessen dialektische Kniffe vergleicht Topitsch ungerührt mit denen von ‚Zauberern und Wahrsagern‘. Genaugenommen kommt Habermas bei ihm deutlich schlechter weg als Schmitt, denn er ist nachvollziehbarer Weise weder für seinen brillanten Stil noch als Quelle geistreicher *Aperçus* zu loben. Jürgen Habermas argumentiert jederzeit ernst und mit dem undurchdringlichen Gestus des Hohepriesters, wie Topitsch ihm attestiert. Man müsse ihm auf seinen dunklen Wegen im Glauben folgen, denn wer Begriffe oder Methode hinterfrage und wissen wolle, wovon Habermas im Kern eigentlich rede, dem drohe buchstäblich die Exkommunikation. Der ‚herrschaftsfreie Diskurs‘, von dem bei Habermas so häufig die Rede sei, stehe tatsächlich für ein System totaler Argumentationsverweigerung, er sei eine „Heilslehre, die von vornherein gegen jede Infragestellung“ abgeschirmt sei.

Beispiele gibt es auch hier reichlich, und neben viel interessantem Nachhall auf den Positivismusstreit der sechziger Jahre findet der Autor auch den Bogen zurück in den „Irrgarten der Zeitgeschichte“, den Habermas während des Historikerstreits mit erkennbarem Willen noch weiter ausgebaut hat. Sein Versuch, mit Ernst Nolte, Michael Stürmer und Andreas Hillgruber gleich mehrere prominente Historiker und deren Positionen aus der öffentlichen Debatte auszuschließen, sei keineswegs zufällig entstanden. Er sei nur zu verstehen aus den Grundlagen des Habermasschen Denkens und Selbstverständnisses. Die Akzeptanz solcher Gedankengebilde in der Öffentlichkeit hänge weitgehend davon ab, in welchem Maße sie politischen Interessen und emotionalen Bedürfnissen ihrer Zeit entspricht, schließt Topitsch etwas resigniert. Man wird ihm nicht widersprechen wollen, zumal wenn man sich in Erinnerung ruft, daß Habermas mit der Wahl Jan Philipp Reemtsmas als Laudator bei der Verleihung des Friedenspreises des deutschen Buchhandels den Stab bereits in die nächste Generation weiterzugeben versuchte. Reemtsmas Verdienste um den herrschaftsfreien Diskurs sind spätestens seit der von ihm angestrengten Prozeßlawine um die Wehrmachtsausstellung bekannt.

Stefan Scheil

Archäologie der Propaganda

May, Otto: *Inszenierung der Verführung. Die Ansichtskarte als Zeuge einer autoritären Erziehung im 3. Reich.* Hildesheim: Brücke Verlag Kurt Schmersow 2003. 499 S., 787 Abbildungen, geb, 49.50 €

Ders.: *Vom Wachsen lassen zum Führen. Die Ansichtskarte als Zeuge einer versäumten Erziehung zur Demokratie in der Weimarer Republik.* Hildesheim: Brücke-Verlag Kurt Schmersow 2003. 597 S., 1021 Abbildungen, geb, 44 €

In der Zeit zwischen der Entstehung eines modernen Postwesens am Ende des 19. Jahrhunderts und dem Aufkommen neuer, von Bildvermittlung bestimmten Medien in der Mitte des 20. Jahrhunderts war die Postkarte ein bevorzugter Propagandaträger. Neben dem Stempelbild und der Briefmarke konnte man vor allem die Rückseite als Gestaltungsfläche nutzen, um sie mit Bildern, Symbolen und Schrift zu versehen, die für Waren, vor allem aber für Überzeugungen Reklame machten. Dieser Tatbestand ist bekannt und wird in theoretischen Abhandlungen zur Geschichte der politischen Propaganda durchaus gewürdigt.

Es fehlt allerdings – wie regelmäßig auf dem Gebiet – an den notwendigen Materialsammlungen, um einen umfassenden Eindruck von dem Bestand und seinen Veränderungen im Lauf der Geschichte zu gewinnen. Die dafür notwendige Kärrnerarbeit will kaum jemand auf sich nehmen. Zwar gab es einige ältere Zusammenmenstellungen, und das Deutsche Historische Museum hat vor Jahren eine (mittlerweile vergriffene) CD-Rom mit einer Fülle von Postkarten der wilhelminischen Zeit herausgebracht, aber von einem systematischen Zugriff konnte keine Rede sein.

Schon aus diesem Grund kommt den beiden unlängst von Otto May veröffentlichten Arbeiten über die Ansichtskarte in der Weimarer Republik und in der NS-Zeit erhebliche Bedeutung zu. Der Verfasser, der früher schon einen ersten Band über die Zeit des Kaiserreichs veröffentlicht hat, stellt aus seiner eigenen, umfangreichen Sammlung mehr als zweitausend Karten zusammen, die in sehr guter technischer Qualität reproduziert und nach Motivgruppen geordnet wurden. Neben statistischen Angaben und Ausführungen zu einzelnen Künstlern, die wie Wolfgang Willrich oder Ludwig Hohlwein vor allem in der Ära des Nationalsozialismus eine besondere Rolle für die Gestaltung spielten, bietet May eine Deutung des Mediums im Vergleich zu verwandten Arten (Plakat, Zigarettenbild), aber auch eine Interpretation im Rahmen der zeitgeschichtlichen Entwicklung. Man hätte sich hier gelegentlich einen etwas weniger betulichen Tonfall gewünscht, ohne daß damit aber irgend etwas gegen den Wert der geleisteten Arbeit gesagt sein soll.

Man kann nur hoffen, daß die Energie des Verfassers nicht erlahmt und in Anschlußbänden auch die Nachkriegszeit behandelt wird, um ein Gesamtbild der politischen Entwicklung Deutschlands zu entwerfen, wie sie sich in diesem häufig unterschätzten Medium darstellt.

Martin Funk

Nicht nur das Fabeltier

Stefan Samerski (Hrsg.): *Wilhelm II. und die Religion. Facetten einer Persönlichkeit und ihres Umfelds*, Forschungen zur Brandenburgischen und preußischen Geschichte. Neue Folge, Bd 5. Berlin: Duncker & Humblot 2002. 320 S., Abbildungen, kt, 69.00 €

Lohnt es sich, den religiösen Ideen einer historischen Persönlichkeit wie Wilhelm II. nachzugehen? Viele, die nur das Zerrbild des letzten deutschen Kaiser kennen, werden die Frage verneinen. Aber selbst ein Skeptiker gibt vielleicht zu, daß Wilhelm II. ein besonders geeigneter Spiegel

für die Glaubensvorstellungen seiner Zeit sein könnte. Dementsprechend gehen die verschiedenen Beiträge dieses Sammelbandes der Frage nach, von welchen Bewegungen des religiösen Zeitgeistes der letzte Hohenzoller auf dem Thron am Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts beeeinflußt wurde. Dabei spielten drei Faktoren eine wichtige Rolle: der ererbte Protestantismus calvinistischer Prägung (dazu die Aufsätze von Martin Friedrich und Klaus Erich Pollmann), für den das Wilhelm als König von Preußen zugefallene Summepiskopat ebenso wichtig war wie die Versuche einer konservativen Modernisierung in Gestalt der christlich-sozialen Bewegung (dazu der Aufsatz von Norbert Friedrich), dann ein imperiales Selbstverständnis des Kaisers, das ihn seit den 1890er Jahren zur Annäherung an das „staufische" Modell einerseits (besonders erhellend Jürgen Krüger über die Sakralbauten Wilhelms), an den Katholizismus andererseits (dazu der Aufsatz von Jürgen Strötz) führte, und schließlich gewann noch eine aus der Popularisierung religionswissenschaftlicher Erkenntnisse gespeiste Kritik des traditionellen Offenbarungsverständnisse Einfluß, verbunden mit dem Wunsch nach einem „arischen" Alten Testament (hierüber der allerdings relativ schwache Text von Michael Spöttel zur Exilzeit).

Man könnte die Ergebnisse der einzelnen Untersuchungen über Wilhelm II. und die Religion als weiteren Beleg dafür nehmen, daß der Kaiser – wie Walther Rathenau als Mitlebender äußerte – ein „Fabeltier unserer Zeit" war, nichts als ein Fokus jener Tendenzen, die seine Ära bestimmten. Der Herausgeber des vorliegenden Bandes, Stefan Samerski, warnt allerdings vor Verkürzungen und betont, wie viele Hinweise es auf die religiöse Ernsthaftigkeit Wilhelms gebe, der selbst im Alter ein Buch über den „Königsmythos" schrieb und wenigstens für einen deutschen Dichter, Rudolf Borchardt, zum Gegenstand des Mythos wurde (dazu der Essay von Patrick Bahner).

Karlheinz Weißmann

Der Weg zum Krieg I

Gerd Schultze-Rhonhof: *1939 – Der Krieg, der viele Väter hatte.* Der lange Weg zum II. Weltkrieg. München: Olzog 2003. 562 S., geb, 34 €

General Schultze-Rhonhof war schon immer ein couragierter Mann: Nicht nur als es darum ging, eingefahrene Gleise in der Bundeswehr zu verlassen und als mündiger Staatsbürger in Uniform Mißstände auch bei ihrem Namen zu nennen. Mit der gleichen Konsequenz stellte er in seinem ersten Buch *Warum noch tapfer sein?* die Frage nach dem Soldatentum in unserer Zeit und vertrat dabei Auffassungen, die sonst unter führenden Militärs so nicht üblich sind.

Vor kurzem ist sein neues Buch erschienen, *1939 – Der Krieg, der viele Väter hatte.* Wie der Titel schon sagt, zieht Schultze-Rhonhof dabei die angeblich unwiderlegbare Tatsache der Alleinschuld Hitlers und der Führung des Deutschen Reiches am Ausbruch des 2. Weltkrieges in Zweifel. Diesmal hat er also sein Metier verlassen und „wildert" sozusagen auf dem Gebiet der Geschichtsschreibung.

In der Suche nach den Ursachen des 2. Weltkrieges beginnt Schultze-Rhonhof richtigerweise nicht mit dem Jahr 1919, mit dem aufgezwungenen Vertrag von Versailles oder 1933, mit der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten, sondern mit der Darstellung der langfristigen politischen Konstanten der späteren Kriegsgegner des Deutschen Reiches im 1. und 2. Weltkrieg am Ende des 19. Jahrhunderts und mit der Bewertung der aufkommenden wirtschaftlichen, finanziellen und militärischen Macht des Deutschen Reiches als künftiger stärkster Macht in Mitteleuropa und damit als Herausforderer der etablierten Mächte.

Er schildert und bewertet die gnadenlosen Abrechnungen im Rahmen der Pariser Vorortverträge nach dem 1. Weltkrieg, das Scheitern der Genfer Abrüstungsverhandlungen 1933 und des Völkerbundes, den Kampf gegen den „Vertrag" von Versailles und

seine schrittweise Revision, er prüft kritisch die machtpolitischen Vorstellungen Hitlers und sein angebliches Langzeitprogramm zur Verwirklichung seiner ideologischen und politischen Ziele.

In einer sehr sorgfältigen, sachkundigen, niemals die tatsächlichen Fakten vernachlässigenden Darstellung behandelt er die politischen und militärischen Absichten und Zielsetzungen Großbritanniens und Polens sowie ihre Umsetzung in die Praxis – meines Erachtens für die Auslösung des Krieges ebenso ursächlich wie die bekannte Politik des Dritten Reiches. Über die Anteile der Sowjetunion an der Auslösung des 2. Weltkrieges haben andere schon geschrieben, wie Topitsch, Maser, Hoffmann oder Magenheimer. Ohne die geistige und praktische Beeinflussung der Politik Frankreichs, Großbritanniens und Polens durch die USA (Roosevelt!) wäre nach Schultze-Rhonhof ein friedlicher Ausgleich der Spannungen 1939 möglich gewesen.

Bei alledem wird die von Rechtsbrüchen begleitete, auf Gewaltandrohungen beruhende und von machtpolitischer Hybris gekennzeichnete Politik Hitlers nicht unterschlagen. Sie wird jedoch in eine angemessene Relation gestellt. Schultze-Rhonhof beschränkt sich nicht auf die getrennte Betrachtung einzelner Schritte, vielmehr zeigt er Entwicklungslinien und Zusammenhänge auf. So bietet sein Buch eine Gesamtschau, die es bisher zum Thema noch nicht gegeben hat.

Der Autor nimmt jedoch nicht für sich in Anspruch, bisher nicht Bekanntes oder Erforschtes erstmals wissenschaftlich aufgearbeitet zu haben.

Aber dies ist ja gerade das Bemerkenswerte: Wer wissen wollte, der konnte wissen. Die amtlichen Dokumente beider Seiten standen und stehen einer Erforschung offen, gerade ausländische Politiker in der Zwischenkriegszeit sowie in der Zeit nach dem 2. Weltkrieg waren in ihrem Memoiren, in anderen Publikationen oder Reden von einer erstaunlichen Offenheit. So läßt sich Schultze-Rhonhofs These vom Krieg, der viele Väter hatte, gerade durch ausländische Stimmen oder Dokumente eindeutig belegen.

Haben sich jedoch monokausale Schuldzuweisungen verfestigt, dann werden „multi-kausale“ Ansätze verworfen oder als Revision abgetan. Gerd Schultze-Rhonhof wird vorgeworfen werden, als Nicht-Historiker und als „wissenschaftlicher Amateur“ den anerkannten Forschungsstand über die Hintergründe des des 2. Weltkrieges in Frage stellen zu wollen. Ob er dem Vorwurf des Revisionismus entgeht, bleibt abzuwarten.

Warum haben sich anerkannte, namhafte Historiker oder wissenschaftliche Institute nicht des Themas angenommen und es aufbereitet? Ähnlich wie bei der Mißachtung neuerer wissenschaftlicher Erkenntnisse im Zusammenhang mit den zeitgleichen Angriffsvorbereitungen Hitlers und Stalins beim deutsch-sowjetischen Krieg von 1941 ist die Antwort relativ einfach: Einerseits müßte sich die historische Wissenschaft selbst widerlegen, andererseits würde die Alleinschuld Deutschlands als Mittel zur politischen Domestizierung entfallen.

Klaus Hammel

Der Weg zum Krieg II

Scheil, Stefan: *Fünf plus Zwei. Die europäischen Nationalstaaten, die Weltmächte und die vereinte Entfesselung des Zweiten Weltkrieges.* Berlin: Duncker & Humblot 2003. 533 S., br, 34.80 €

Obwohl die Fragen: Wann begann der Zweite Weltkrieg? und: Wie wurde er entfesselt? der offiziellen Legende nach bereits als längst geklärt gelten, finden sich gelegentlich Autoren mit dem Mut, sie neu zu stellen – und zu beantworten. Stefan Scheil jedenfalls läßt diesen Weltkrieg offensichtlich nicht mit dem September 1939 beginnen. Mit der Vorgeschichte des zu diesem Zeitpunkt begonnenen Krieges hat er sich bereits in dem Band *Logik der Mächte*, Berlin 1999, befaßt, greift sie in dem hier zu rezensierenden Werk zwar nochmals auf, konzentriert sich aber auf die Monate vom September 1939 bis zum Juli 1940 als jenem Zeitraum, in dem ein zunächst lokaler und dann europäischer Krieg die Schwelle der Eskalation zu einem neuen Weltkrieg überschritt. Um zu erklären, wie dieser im einzelnen entfesselt wurde, untersucht S. die Außenpolitik der wichtigsten beteiligten Mächte (Fünf europäische: die vier Großmächte Großbritannien, Frankreich, Deutschland und Italien und der Aspirant Polen, plus zwei Weltmächte: USA und Sowjetunion) im Kontext der Entwicklung des europäischen Mächtesystems. Heraus kommt ein trotz seines Umfanges äußerst anregendes, zum Teil fast spannend zu lesendes Buch, weil sein Autor durch das Anlegen eines neuen Interpretationsrasters an das im übrigen längst bekannte historische Quellenmaterial neue Welten erschließen kann. Denn Scheil geht von der Prämisse einer gewissen Eigenlogik der Stellung der genannten sieben Mächte in einem durch den Druck der Globalisierung der Politik geprägten internanationalen System aus. Demnach sahen sich alle europäischen Großmächte schon seit dem Ende des 19. Jhs. damit konfrontiert, daß in absehbarer Zukunft nur noch die Herrschaft über die Ressourcen kontinentgroßer Räume den Status einer souveränen Großmacht sichern konnte und daß nur die zwei Weltmächte USA und Rußland/Sowjetunion dieses Kriterium ohne weiteres erfüllten. Mit diesem Globalisierungsdruck fertig zu werden, überlastete indes mehrfach die Konfliktregulierungskapazitäten des überkommenen europäischen Mächtesystems, so auch 1939/40. Entsprechend betrachtet Scheil das Zusammenwirken

der politischen, diplomatischen und militärischen Manöver der fünf plus zwei Mächte unter diesem Druck als das wichtigste Ursachenbündel, das in den lokalen Krieg von 1939 führte sowie diesen zum „letzten europäischen Krieg" vom April bis zum Juli 1940 und danach zu einem weiteren Weltkrieg eskalierte. Explizit trennt er dabei methodisch die Verbrechensgeschichte des NS-Regimes von seinem Erklärungsansatz ab und weist inhaltlich den Ansatz zurück, Hitlers unbedingter Wille zum Krieg sei ein ausreichendes Erklärungsmuster für den Verlauf dieser Geschichte.

Scheil argumentiert auf wesentlich breiterer Basis und analysiert die Interessen und die Politik aller sieben Mächte: Wenn auch in sehr unterschiedlichem Maße – von der ein neues europäisches Großmächtekonzert anstrebenden *appeasement*-Politik des *Empire*-Konservators Chamberlain bis zum völlig substanzlosen Größenwahn der polnischen Führungsschicht – war in allen europäischen Mächten und Möchtegern-Mächten das politische Denken noch allzu sehr in ausschließlich egoistisch-nationalen Kategorien befangen. Tatsächlich besaßen diese Mächte aber allesamt schon 1939/40 nicht mehr genug Substanz, um eine eigenständige Weltmachtrolle spielen zu können, weder gegenüber den eine „sanfte" Hegemonie anstrebenden USA noch gegenüber der eine wesentlich weniger sanfte Hegemonie anstrebenden Sowjetunion. Dennoch versuchten sie, durch verschiedenste Aushilfsmittel und politische Kombinationen ihrer Nation einen Schein einer solchen Rolle zu verschaffen beziehungsweise zu erhalten und erwiesen sich als unfähig, den auf Europa lastenden Globalisierungsdruck durch eine Kooperation, ein neues Konzert der Mächte, abzufangen. Im untersuchten Zeitraum war es sogar Hitler, der, im Bewußtsein der Schwäche und der miserablen strategischen Lage Deutschlands, sich sichtlich bemühte, über konkrete Vorschläge einen Weg zurück zu einem innereuropäischen Frieden zu finden, ohne dabei auf viel Echo zu stoßen. Als Ende Mai 1940 Churchill sich damit durchsetzte, jeden realpolitischen Vergleich mit Deutschland abzulehnen und auf einen bedingungslosen Endsieg zu setzten, wurde die Eskalation des letzten europäischen Krieges zu einem neuen Weltkrieg schließlich unausweichlich.

Methodisch und inhaltlich weist Scheils Vorgehen sicherlich Defizite auf, doch technische Beckmessereien sind hier generell unangemessen. Scheils auf den Zustand des internationalen Systems rekurrierender Ansatz ist nicht neu, er lag beispielsweise auch der dreibändigen „Geschichte des Zweiten Weltkrieges" von Manfred Rauh (Berlin 1991-1998) zugrunde. Geriet dort der amerikanische Präsident Franklin D. Roosevelt allzusehr zum heimlichen Helden, verkennt Scheil nicht, daß hinter dessen Versuchen zur Errichtung einer Weltfriedensordnung auf der Basis von Abrüstung, Freihandel und globaler Sicherheit reale und handfeste nationale Interessen standen. Diese liefen auf eine neue internationale Ordnung mit Amerika als *primus inter pares* hinaus, in der alle europäischen Großmächte auf den zweiten Rang verwiesen wurden. Eine gewisse Sympathie für diese Option einer „sanften" Hegemonie verhehlt Scheil allerdings nicht, zumal 1939/1940 die USA auch einem noch ungeteilten Deutschland in seinen ethnischen Grenzen einen solchen Platz zubilligten. Den Vorwurf, die Politik des nationalsozialistischen Deutschlands gelegentlich allzusehr machtpolitisch zu konventionalisieren, muß sich Scheil so wohl gefallen lassen, eine Anklage, so NS-Apologie zu betreiben, aber nicht. Er läßt keinen Zweifel daran, daß in seinen Augen schon 1914 und vor allem 1939/40 die Grundstruktur der Weltordnung von heute, von 1989ff., das zur Wirklichkeit drängende Vernünftige darstellte.

Dieses Urteil hinterläßt allerdings den bitteren Beigeschmack, daß alle Kämpfe des Zweiten Dreißigjährigen Krieges 1914-1945, die Kriegszerstörungen, die Massenmorde und die ethnischen Säuberungen, letztendlich am großen Ergebnis nichts änderten und nichts ändern konnten – wohl aber am kleinen Ergebnis in Deutschland, wo diese verlorenen Jahren unersetzliche Substanzverluste mit sich brachten.

Dag Krienen

Tagebücher

Nicolaus Sombart: *„Journal intime 1982/83". Rückkehr nach Berlin*. Berlin: Elfenbein Verlag 2003. 211 S., 18 €

Am Anfang war eine Villa in Berlin-Grunewald. Darin gab es die Bibliothek des Vaters und den Salon der Mutter. Die Bibliothek war das „Sanktuarium", das Kultur und Bildung atmete, der Salon die pazifizierte Stätte, wo die intellektuellen Begabungen sich mit formaler Raffinesse vereinten. Diese Welt ging 1943 im Bombenhagel unter. Nicolaus Sombart hat den Verlust verarbeitet, indem er ihn als Beispiel für die „Expropriation" des deutschen Bildungsbürgertums durch nationale Katastrophen beschrieb. Weil die Objekte seines Interesses auch die seiner Sehnsucht sind, ist der Ton seiner Bücher gewöhnlich unverkennbar und unnachahmbar. Sein populärstes, *Eine Jugend in Berlin*, das die Zeit von 1933 bis 1943 umfaßt, tröstet die Lesern ein wenig über die Lücke hinweg, die die Absenz eines Proust in der deutschen Literatur bedeutet.

Der 1923 geborene Sombart wuchs als Sohn des Nationalökonomen Werner Sombart und einer Mutter aus rumänischem Adel auf. Die geistige Vaterstelle aber nahm der Grunewald-Nachbar Carl Schmitt ein, den er auf langen Spaziergängen begleitete. Die Erfahrung von Arbeitsdienst und Wehrmacht teilte er mit seiner Generation. Nach dem

Krieg promovierte mit einer Arbeit über den französischen Sozialphilosophen Saint Simon. Es folgten zwischen 1951 und 1954 lebensgeschichtlich wichtige, ebenfalls in einem Buch erinnerte „Pariser Lehrjahre“, danach war er dreißig Jahre lang beim Straßburger Europarat als Leiter der Kulturabteilung tätig. 1982/83 kehrte er für ein Jahr in seine Vaterstadt zurück, um hier als „Fellow“ am Wissenschaftskolleg sein Buchprojekt über Wilhelm II. voranzubringen. Das Haus, in dem er wohnte, war nur einen Kilometer vom elterlichen Grundstück entfernt. Sein 80. Geburtstag am 10. Mai war für Sombart der Anlaß, das Tagebuch jener Monate zu veröffentlichen. Es ist angelegt als ein „Journal intime“ und soll doch mehr sein als eine Sammlung privater Histörchen. Sombart hat einen Selbstversuch protokolliert, mit dem er erkunden wollte, welche Möglichkeiten ein Mann von Welt heute hat, in Deutschland, dem Land der großen Mittelmäßigkeit, zu leben und sich darzustellen.

Sein Berliner Jahr spielt sich ab zwischen dem Kolleg, einem nahegelegenen Bordell und der Paris-Bar, dem legendären Promitreff von West-Berlin. Auffällig ist das Mißverhältnis von Aufwand und Ergebnis. Der Kultursoziologe Sombart hat offenbar geglaubt, *en passant* ein Sittengemälde der „guten Gesellschaft“ mit den Mitteln des gehobenen Klatsches zu fixieren. Was er in der eingemauerten Halbstadt vorfand, war eine schmale akademische Schicht, die sich mit adligen Einsprengseln (den Nachkommen der Hohenzollern und ihren Reichskanzlern) schmückt. Weil Sombart im Tagebuch – anders als in seinen Erinnerungen und historischen Darstellungen – nicht als ästhetisierender Analytiker auftritt, sondern nur als blasierter Dandy, der sich über die Mediokrität der Verhältnisse mokiert, hat sein Beobachterblick die falsche Brennweite. Er ist nicht scharf oder böse genug, um hinter den Erscheinungen etwas auszumachen, was für den uneingeweihten Leser wesentlich ist. Klatsch und Zoten ergeben nicht einmal ein Berliner Panoptikum, und die Indiskretionen über sein Liebesleben sind nicht pikant, sondern einfach nur – indiskret. Fazit: Das Berlin der achtziger Jahre läßt sich nicht als verunglückte Fortsetzung des Vorkriegsberlin darstellen.

Wer Sombart schätzt, wird sich für dieses Tagebuch trotzdem interessieren: als Vorstufe oder Seitenstück zu den soziologischen Arbeiten. Er wird es dann erstaunt beiseite legen und zu seinen anderen Büchern greifen.

Thorsten Hinz

Erkenntnis

Seit mittlerweile sechs Jahren erscheint *Gnostika* als „Zeitschrift für Wissenschaft & Esoterik". Das ist schon deshalb bemerkenswert, weil es sich nicht um ein Publikumorgan handelt und auch nicht um eines jener Blätter, die zwar „Esoterik" anbieten, aber das auf dem Marktplatz, wo nichts Geheimes geheim bleibt und alle gehaltvollen Reden ungehört. Der Schwerpunkt der im Viermonatsrhythmus erscheinenden Zeitschrift liegt auf Fragen der hermetischen Tradition. Viele der Beiträge könnten ebenso gut in einem Fachorgan für Religionsgeschichte stehen, andere sind eher praxisorientiert. Neben den größeren Aufsätzen gibt es in jeder Ausgabe umfangreiche Dokumentationen und ein „Kaleidoskop", das alleine die Lektüre der *Gnostika* lohnen würde. Verantwortlich für diese Mischung aus kurzen Berichten über Tagungen und Kongresse sowie Nachrichten über interessante Details, die sonst vielleicht kaum wahrgenommen würden, ist Hans Thomas Hakl, neben Friedrich Wilhelm Schmitt einer der beiden Herausgeber der Zeitschrift. Schmitt seinerseits schließt die einzelnen Nummern mit einer Liste kurz vorgestellter Neuerscheinungen im Bereich der Bücher und CDs. Wie auch sonst gilt für diesen Bereich der *Gnostika*, daß man es nie mit einer engen Beschränkung auf das Gebiet der Esoterik zu tun hat, sondern mit einem Versuch umfassender Beschäftigung mit geistigen Fragen.

Gnostika erscheint bei AAGW, Lothar von Kübelstraße 1, 76547 Sinzheim, Fax: (07225) 919599, ePost: aagw.gnostika@t-online.de. Es erscheinen drei Ausgaben pro Jahr, der Preis für das Abonnement beträgt 33.00 EUR

Aktivposten

Auch für Antifaschisten gibt es ein Aussteigerprogramm. Initiiert wurde es von einer Gruppe, die sich selbst als „Die Jungen Konservativen" bezeichnet und über öffentlichkeitswirksame Aktionen bewußtseinsprägend arbeiten will. Das Aussteigerprogramm – völlig ohne staatliche Beihilfe erstellt – kann unter www.junge-konservative.de durchlaufen werden und bietet eine spritzig kombinierte Mischung aus Bildern, Texten und Aufforderungen. Sehr erfolgreich war auch die Aktion der JK „Letztes Hemd für Schröder": hierüber hat sogar ein Fernsehsender berichtet.

Worauf sie hinaus wollen, haben die „Jungen Konservativen" in einem Wertekonsens und einem 10-Punkte-Programm formuliert. Ganz oben steht lapidar ein Bekenntnis zu den abendländisch-christlichen Werten. Von diesem Fundament aus werden viele neuralgische Punkte der Politik aufgegriffen und sozial, patriotisch und ökologisch bewertet. Die Gruppe sieht sich im Diskurs und ist offen für alle, die an echter Meinungsfreiheit und an gewaltfreiem politischen Einsatz interessiert sind. Konsequenterweise arbeitet sie streng basisdemokratisch und veröffentlicht in ihrem virtuellen Gästebuch auch harsche Kritik an der eigenen Arbeit.

Internet und Einzelaktionen sind die Wirkungsplattformen der „Jungen Konservativen". Kernstück der Internet-Arbeit ist der *Konservative Informationsdienst* (KID), der täglich über ePost bezogen werden kann. An diesem Projekt zeigen sich zugleich das Bestechende und das verbesserungswürdige der jungkonservativen Arbeit: Nur mit einem gewaltigen Maß an Idealismus und Vertrauen auf die Kräfte des offenen Gesprächs läßt sich ein Mediendienst wie der KID auf Dauer und ohne finanzielle Abfindung der Mitarbeiter aufrechterhalten. Dies ist ein untrügliches Kennzeichen für die jugendliche Einsatzbereitschaft der Gruppe. Gleichzeitig stört aber die oft überdeutliche Kommentierung der ausgewählten Nachrichten, und dieser Umstand ist demselben, sich täglich empörenden Idealismus geschuldet. Der „gute Wille" allein ist aber als Fundament politischer Arbeit nicht geeignet, und es ist zu hoffen, daß die „Jungen Konservativen" diese Lehre aus der eigenen Vergangenheit wirklich beherzigen werden: Denn die Gruppe sammelte sich zunächst im Umfeld einer dieser visionslosen konservativen Spendenmaschinerien, bevor sie sich abnabelte und sich jede Instrumentalisierung verbot. Diese Erfahrung sollte die Gruppe daran hindern, den Bogen allzu steil zu spannen.

Es sollte viele Initiativen im Stil der „Jungen Konservativen" geben. Was sie letztendlich austragen und ob sie einer echten Gegenöffentlichkeit auf die Straße verhelfen, bleibt abzuwarten. Von den „Jungen Konservativen" werden auf alle Fälle alte Apfelsorten bleiben: In typisch naturkonservativer Manier hat die Gruppe in der Priegnitz/ Brandenburg eine Allee gepflanzt.

www.junge-konservative.de

Bismarcktürme

In vieler Hinsicht stellten die seit den 1890er Jahren gebauten Bismarcktürme eine neue Art des Nationaldenkmals dar. Hier war nicht mehr an ein bürgerlich-pädagogisches Konzept des Denkmals gedacht, sondern daran, die „Nationalisierung der Massen" mit modernen Mitteln zu erreichen. Die Seite www.bismarcktuerme.de wartete nicht nur mit Informationen zur Geschichte und Architektur (samt erhellenden Hinweisen auf die Entwürfe von Wilhelm Kreis) von Bismarcktürmen und -säulen auf, sondern sogar mit einer genauen Statistik über den ursprünglichen und den erhaltenen Bestand dieser Denkmäler im ehemaligen Reichsgebiet, aber auch in so weit entfernten Gegenden wie Chile.

www.bismarcktuerme.de

Aussterbende Redensarten 2
„Soziale Kälte“

Mit der Metapher „soziale Kälte“ charakterisiert man eine Gesellschaft, die nicht auf die Solidarität ihrer Angehörigen gegründet ist. Der Einzelne wird in ihr strikt nach seinem Leistungsbeitrag gewürdigt, der sich durch den als gerecht empfundenen Marktmechanismus für ihn auszahlt. Wer krank, alt, behindert, arm, schlecht ausgebildet oder mit anderen persönlichen Defiziten ins Rennen um das individuelle Glück geht, hat keinen grundsätzlichen Anspruch auf Kompensation. Man fällt zwar niemandem in den Arm, dem es Vergnügen bereitet, Schwachen durch Almosen aus der Verlegenheit zu helfen. Man diskreditiert aber auch nicht jene, die sich durch das Los sogenannter Mitmenschen nicht erweichen lassen wollen. Vor allem aber achtet man darauf, daß der Staat durch Umverteilungsaktivitäten die Marktergebnisse nur so weit verfälscht, wie es gerade notwendig erscheint. Es wird nicht geleugnet, daß der soziale Frieden als ein begehrenswertes Gut angesehen werden kann, das umsonst nicht zu haben ist. Auch hier muß man aber auf ein gesundes Preis-Leistungsverhältnis achten.

Die Warnung vor einer solchen Gesellschaft hatte ihren historischen Ort in der Kohl-Aera. Die Ambitionen, mehr Demokratie zu wagen und mehr soziale Gerechtigkeit zu erreichen, waren bereits zuvor, unter Willy Brandt und Helmut Schmidt, aufgegeben worden. Auf die Vernunft der Geschichte konnte man sich offenbar doch nicht verlassen. Nun galt es, wenigstens die Besitzstände, die der überkommene, den Mächtigen abgerungene Sozialstaat garantierte, zu wahren. Da die Wirklichkeit enttäuscht hatte, war das Bedürfnis, über sie zu reflektieren, abgeklungen. Eine neue Verschwommenheit des Denkens machte sich breit. Dank sinkender theoretischer Ansprüche wurde die Redensart der sozialen Kälte hoffähig, obwohl sie objektive Verhältnisse und Antagonismen zu einer Kategorie der individuellen Gefühlswelt verkitschte. Man vermochte zwar mit ihr nicht mehr so richtig zwischen Freund und Feind zu unterscheiden und hatte auch gar keinen handhabbaren Anhaltspunkt dafür, welchen konkreten Sozialabbau die Menschen denn nun als eine massive Einbuße an gesellschaftlicher Behaglichkeit empfinden würden. Ihre suggestive Wirkung war davon aber unbeeinträchtigt. Den Vorwurf, sozialer Kälte Vorschub zu leisten, wollte niemand ernstlich auf sich sitzen lassen. Fast schien es so, als teilten alle die Auffassung, die Wirtschaft habe den Menschen zu dienen – und zwar nicht nur einigen wenigen, sondern jedem Einzelnen.

Ein letztes Mal verständigte sich die Gesellschaft in der Regierungszeit Kohls – ohne sein Zutun und entgegen den von ihm tolerierten neoliberalen Bemühungen um eine Trendwende – auf die Prinzipien der Sozialen Marktwirtschaft. Man ignorierte dabei, daß die mentalitätsmäßigen Voraussetzungen für diese von nationalsozialistischen Eigentümlichkeiten bereinigte Spielart des Volksgemeinschaftsdenkens längst entfallen waren. Die in der frühen Bundesrepublik virulenten Ressentiments gegen Plutokratie und Egoismus hatte das Wirtschaftswunder in den Hintergrund treten lassen. Die Funktion der Ideologie der Sozialen Marktwirtschaft erschöpfte sich unterdessen darin, dem unappetitlichen real existierenden Sozialismus einen Kapitalismus entgegenzuhalten, der nicht nur funktionierte, sondern sogar ein menschliches Antlitz zeigte. Mit dem Ende des Ostblocks hatte sie daher ihre Schuldigkeit getan.

Heute besteht keine Notwendigkeit mehr, so zu tun, als wäre der Kapitalismus anderen Zielen verpflichtet als den ihm innewohnenden. Die Verhältnisse sind und bleiben, wie sie sind – das scheint nicht nur eine historische Erfahrung, sondern eine Art Naturgesetz zu sein. Man sollte versuchen, für sich persönlich das beste aus ihnen zu machen, aber keine Mühe darauf verschwenden, an ihnen in einem kollektiven Rahmen etwas ändern zu wollen. Die Wahl besteht nicht zwischen Solidarität oder Egoismus, sondern zwischen einer Ellbogengesellschaft auf hohem oder auf niedrigem Niveau. Selbst der Versuch, eine Solidargemeinschaft auf dem zweckrationalen Versicherungsprinzip zu gründen, ist zum Scheitern verurteilt. Viel zu viele Menschen sind auf der Verliererstraße und stellen daher Risiken dar. Unter Marktbedingungen wird sich niemand finden, der sie ohne das Zwangsmittel der Umverteilung gegen die Folgen ihres absehbaren Schicksals versichern wollte.

Vor sozialer Kälte warnen daher nur noch Unverbesserliche, die in den verbliebenen karitativen Schlupflöchern ausharren, bis auch ihre Institutionen abgewickelt werden. Die Menschen jedoch können sie mit ihren Klagen immer weniger erreichen. Selbst die sozial Schwachen üben sich unterdessen in professioneller Lebensbewältigung, weil sie das Gefühl haben, so wenigstens von ihrem Habitus her dazu zu gehören, auch wenn sie vom Konsum der interessanteren Güter und Dienstleistungen mehr und mehr ausgeschlossen sind. Diese Einstellung ist vernünftig, weil sie auf einer Einsicht in die Machtverhältnisse basiert. Selbst wenn die Ziele des Staates jene wären, die die soziale Demokratie ihm einst unterschieben wollte, verfügte er nicht mehr über ausreichende Macht, um sich schützend vor seine Bürger zu stellen. Was man noch vor einigen Jahren als soziale Kälte diffamierte, ist heute als ein Ausweis unabwendbarer Modernität anerkannt. Die Bürger erhitzen sich nicht mehr im Protest. Sie ziehen sich warm an.

Nikolaus Marggraf

Kalendarium

1973

31. Juli Das Bundesverfassungsgericht erläßt sein Urteil zum sogenannten Grundlagenvertrag mit der DDR, das die bayerische Landesregierung erwirkt hatte. Das BVG stellt die Verfassungsmäßigkeit fest, weist aber die „Zwei-Staaten-Theorie" zurück. Die Bundesrepublik sei „als Staat identisch mit dem Staat 'Deutsches Reich'", die Wiedervereinigung dürfe als politisches Ziel nicht aufgegeben und bis dahin an der Geltung des Gebietsstands vom 31. Dezember 1937 nichts geändert werden.

1963

15. Juli Egon Bahr hält eine Rede zur Deutschen Frage vor dem Politischen Club der Evangelischen Akademie in Tutzing. Dabei skizziert er eine Konzeption des „Wandels durch Annäherung", die wesentliche Momente der „Neuen Ostpolitik" vorwegnimmt, insofern als er davon ausgeht, daß sich die nationale Einheit nur bewahren lasse, wenn man den Abgrenzungskurs der Bundesrepublik gegenüber der DDR aufgebe, die „Auflockerung der Grenzen und der Mauer" erreiche und eine folgende Liberalisierung des kommunistischen Systems erhoffe.

1943

24. September Die spätere „Zonengrenze" zwischen West- und Mitteldeutschland wird zum ersten Mal auf einer Karte des britischen Ausschusses für die Nachkriegsplanung eingezeichnet.

1923

Ende Juni erscheint Moeller van den Brucks *Das dritte Reich*. Noch einen Monat zuvor war es mit dem Titel „Die dritte Partei" annonciert worden. Obwohl Moeller chiliastische Anspielungen nicht fremd waren – er hatte 1921 einen Aufsatz über das „Tausendjährige Reich" veröffentlicht -, scheint hier eher die Assoziation mit der Idee des „dritten Italien" ausschlaggebend gewesen zu sein. „Die dritte Partei" wäre ohne Zweifel nicht so zugkräftig gewesen, hätte allerdings das Anliegen Moellers besser deutlich gemacht: die Begründung einer neuen, das heißt konservativ-revolutionären Position, jenseits von Liberalismus und Reaktion. Die spätere Übernahme des Begriffs „Drittes Reich" durch die Nationalsozialisten blieb auf den „linken" Flügel der NSDAP (Otto Strasser, Joseph Goebbels) und die Anfangsphase des Regimes beschränkt. Hitler selbst verwendete die Formel nicht, am 10. Juli 1939 wurde ihr Gebrauch durch das Propagandaministerium verboten.

1893

31. Juli Die *Gaelic League* (*Conradh na Gaeilge*) wird gegründet durch Pater O'Growney, Eoin Mac Neill und Douglas Hyde. Ziel ist vor allem die Wiederbelegung der irischen Sprache und damit verbunden die „Regeneration der irischen Seele". Die Zeitschriften, Buchreihen und Veranstaltungen der *Gaelic League* lösen eine regelrechte kulturelle Revolution aus und verhindern die Integration der Iren als „Westbriten" in das Vereinigte Königreich. Obwohl ihrem eigentlichen Anliegen nach unpolitisch, trägt die Liga wesentlich zur Stärkung der irischen Nationalbewegung bei.

1853

13. Juli Der amerikanische Commodore Perry verlangt die Öffnung Japans. Nachdem sich das Land unter der Herrschaft der Tokugawa-Shogune für beinahe dreihundert Jahre von der Umwelt abgeschlossen hatte, soll es nun dem amerikanischen Handel zugänglich gemacht werden. Zu den Merkwürdigkeiten des Geschehens gehört, daß die Schiffe der Eindringlinge sehr wohl hätten zerstört werden können, wenn die Japaner die – zwar veralteten, aber gleichwohl funktionstüchtigen – Geschütze benutzt hätten, die an den Küstenfelsen postiert waren. In der Zeit des Tokugawa-Shogunats hatte die Verwendung von Feuerwaffen aber als ehrenrührig gegolten und war allmählich ganz vergessen worden.

1813

16. September In der Schlacht bei Göhrde wird der Freiwillige Jäger August Renz, eigentlich Eleonore Prochaska, tödlich verletzt. Die junge Potsdamerin, die sich nach dem Aufruf des preußischen Königs zum Befreiungskampf gegen Napoleon als Mann verkleidet, Waffen gekauft und beim Lützowschen Korps gemeldet hatte, offenbarte ihre Identität erst nach der Verwundung. Sie wurde im 19. Jahrhundert als „deutsche Jeanne d' Arc" verehrt.

1803

Juni Es erscheint Ernst Moritz Arndts *Germanien und Europa*, eine Programmschrift der Deutschen Bewegung, in der noch vor dem Zusammenbruch Preußens 1806 die Notwendigkeit einer gleichermaßen geistigen *und* politischen Erneuerung skizziert wird, in Erwartung einer „Regenerationszeit", die auch einem neuen Freiheitsideal zur Verwirklichung helfen werde.

1523

29. August Ulrich von Hutten stirbt im Exil auf der Insel Ufenau (Züricher See). Nachdem er mit seiner Forderung einer politischen und religiösen Reform des Reiches gescheitert war und sein „Pfaffenkrieg" auf eigene Faust keinen Erfolg gehabt hatte, mußte der Humanist und frühe Vorkämpfer der nationalen Einheit Deutschlands nach Basel fliehen und erhielt schließlich auf Vermittlung Zwinglis Asyl auf der Ufenau.